

q.rage 23/24 – Nr. 15

Was für eine Welt (wollen wir?)

- 4** Hauptsache ist, dass ich glücklich bin
 - 8** Klima, Kleber, Kartoffelbrei
 - 12** Die beste Freundin aus dem Netz
 - 16** Einfach nur online? Oder schon süchtig?
 - 19** Allein unter Weißen
 - 20** Gegen Hass und Vorurteile
 - 22** Eine Courage-Schule on air
 - 24** Ich will nach Deutschland
 - 27** Die Antwort ist: Zusammenhalt!
 - 28** Learn for your right to party!
 - 30** Manche Gefühle gibt es nur auf Kurdisch
 - 32** Wunden, die niemals heilen
 - 39** Wer glaubt ihr, wer ihr seid?
 - 40** Sexy Broken Sad Girl
 - 42** Sternchen, Doppelpunkt, oder nichts davon?
 - 48** Wie eine Fliege im Netz
- 15, 18, 36, 37, 46, 47, 51**
Gedichte & Slam-Poetry

Impressum

q.rage ist das Magazin von
Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage

Herausgeberin Bundeskoordination *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage*
(Trägerverein: Aktion Courage e. V.)

Pädagogische Leitung Sanem Kleff

Redaktion Jana Bialluch, Jeannette Goddar (CvD), Daniel Olivares Gómez, Eberhard Seidel (V. i. S. d. P.), Thomas Winkler

Schüler*innenredaktion Amaya (13), Anastasia (17), Ayoub (17), Céline (18), Hanna (18), Helene (18), Helene Katharina (18), Jette Marie (18), Johanna (17), Julia (14), Klasse 9a des Gymnasium Holthausen, Lea (15), Leon (15), Lilian (19), Linda (15), Marjam (17), Manal (20), Mattheo (17), Melina (19) Merve (19), Nele (14), Nolan (17), Penelope (19), Rania (16), Soenke (14), Tabea (18)

Illustrationen Thaís Curvelo, Angelica Liv (Titel), Verena Mack, Doro Spiro

Gestaltung Daniela Burger, Lena Rossbach

Korrektorat Julia Kühn

Druck Druckerei Konstanz GmbH

www.qrage.org

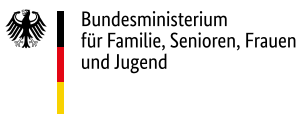
www.schule-ohne-rassismus.org

presse@aktioncourage.org

Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage ist Mitglied im:



Gefördert vom



im Rahmen des Bundesprogramms

Demokratie **leben!**



Liebe Leser*innen,



was ist das für eine Welt? Und was für eine Welt wollen wir? Zu diesen Fragen haben sich Jugendliche aus ganz Deutschland Gedanken gemacht. Ihre oft persönlichen Texte zeigen: Sie fürchten sich nicht nur vor der Klimakrise und einer Welt ohne Frieden. Sie sind auch sauer, dass sie kaum gehört werden. Und sie wünschen sich eine Welt, in der Rassismus und Diskriminierung keinen Raum haben.

Verfasst wurden die Texte von 25 Schüler*innen zwischen 14 und 20 Jahren und einer 9. Klasse. Wir danken ihnen für ihr Engagement, ihre Ideen und ihre Schreibleust. Euch allen wünschen wir bei der Lektüre viel Spaß.

Diese q.rage-Ausgabe ist eine historische. Es ist die Ausgabe Nr. 15. Und es ist die letzte Ausgabe.

2005 hat die Bundeskoordination die q.rage gegründet. Zu einer Zeit, als es noch keine Smartphones und sozialen Netzwerke gab. Mit der Zeitung sollten Jugendliche aus Courage-Schulen eine Stimme bekommen, die bundesweit gehört wird. Sie ergriffen die Chance: Mutig setzten sie sich in ihren Artikeln mit Rassismus, Islamismus, christlichem Fundamentalismus, Antisemitismus und vielem mehr auseinander.

Über 350 Jugendliche haben an den q.rage-Ausgaben mitgewirkt. Sie kamen aus dem Osten, Westen, Norden und Süden, aus Großstädten, vom Land, aus wohlhabenden und ärmeren Regionen. Sie haben etwas Aufsehererregendes geschaffen: 2012 wurde die q.rage mit dem Alternativen Medienpreis der Medienakademie Nürnberg ausgezeichnet!

In manchen Jahren betrug die Auflage eine Million Exemplare und es erreichten uns Hunderte Leser*innen-Reaktionen. So sehr wir Printmedien auch lieben, müssen wir heute jedoch zur Kenntnis nehmen: Im Zeitalter der sozialen Medien haben sie an Bedeutung verloren.

Natürlich wird das Courage-Netzwerk auch künftig relevante Debatten organisieren und kuratieren. Nur anders.

Wir danken allen, die die q.rage über die Jahre auf vielfältige Art und Weise unterstützt haben.

Sanem Kleff, Direktorin
Eberhard Seidel, Geschäftsführer

Hauptsache ist, dass ich glücklich bin

von Nele 14, Linda 15,
Julia 14 und Soenke 14

Was ist das bloß für eine
Welt, in der wir leben?
Und was für eine Welt wollen wir?
Die Redakteur*innen von Ravi
News, der Schulzeitung der Courage-
Schule Ravensberger Gymnasium
Herford, haben bei ihren
Mitschüler*innen Antworten eingesammelt.

Ravi News, die
Schulzeitung des
Ravensberger Gymnasium
Herford, findet ihr
hier: ravi-news.de

SOENKE (14):
Bedingt durch die
verschiedensten Krisen,
die unseren Alltag schon heute
stark beeinflussen, habe ich Zweifel,
wie die Zukunft aussehen wird.
Vor allem verliere ich die Hoffnung,
wenn Personen in Machtpositionen
wiederholt Versprechen
brechen und unsere Zukunft gefährden.

FELIX (13): Ich habe vor der Zukunft keine Angst, weil
sie nicht zu vermeiden ist. Es wird andere Probleme und
andere Umstände geben, die es aber immer gibt, also
kann man sie immer beseitigen, so wie wir Menschen es
immer getan haben. Solange ein Problem lösbar ist, gibt
es keinen Grund, Angst davor zu haben.

ZIVA (16): Ja. Was mit unserer
Welt passiert, wie weit die
Menschen sie noch zerstören.

Habt ihr Angst vor der Zukunft? Und wovor genau?



PAUL (15): Ja, davor dass
der Krieg in der Ukraine
eskaliert. Insgesamt gibt
es aber noch viele andere
Krisenherde auf der Welt.
Mir machen die vielen
Diktatoren und der Verlust
von Kommunikation unter
den Staaten große Angst.

LALE (15): Ich
habe etwas Angst, weil
es unberechenbar ist,
was passiert. Es ist klar,
dass es zwar Höhen, aber
auch Tiefen gibt, die auf
einen zukommen. Aber am
meisten fürchte ich, dass
ich meine Ziele nicht errei-
che und nicht zufrieden mit
meinem Leben bin.

JULIA (14): Ich habe Angst vor
Krieg, Klimakatastrophen und
meinen eigenen Fehlern. Ich habe
Angst, dass ich nicht schaffe, was
ich mir vornehme und auf diese
Weise versage. Ich habe auch Angst
vor den Fehlern von anderen, vor al-
lem von denen, die an der Macht sind.
Unsere Zukunft liegt irgendwie in der
Hand von Politikern, ist das fair?

LENI (12): Nein, ich habe keine
Angst vor dem, was passieren
könnte, aber Respekt.

LINDA (15): Schon. Aber
man freut sich auch darauf. Ich hab
Angst vor Klimakatastrophen, wenn sie
ein größeres Ausmaß annehmen, oder dass
alles teurer wird und dass man selbst vielleicht so-
gar auf der Straße leben muss in Zukunft. Es ist irgend-
wie total ungewiss, wo es mit unserer Zukunft hingehet, und das
macht mir Angst, weil vieles sich irgendwie ändert und wir mit immer
mehr Krisen auf einmal konfrontiert werden. Und ich habe Angst, dass ein
dritter Weltkrieg entstehen wird.

NELE
(14): Nein, ich
bin gespannt, wie
die Zukunft so wird.
Aber Angst habe
ich nicht, eher
Respekt.

LENI (12): Sehr warm und sehr viel moderner.

SOPHIA (12):
Ich denke, das Leben wird auf der einen Seite besser sein für Leute, die von Rassismus betroffen sind, weil sich mehr mit dem Thema auseinandergesetzt wurde, aber auf der anderen Seite kann es sein, dass sich zwei „Meinungsfronten“ gebildet haben, sodass die, die dagegen sind, noch extremer dagegen sind.

PAUL (15): Ich hoffe, ich bin dann Lehrer für Sport und Geschichte. Und würde mir einen besseren Umgang mit Natur und Menschen wünschen.

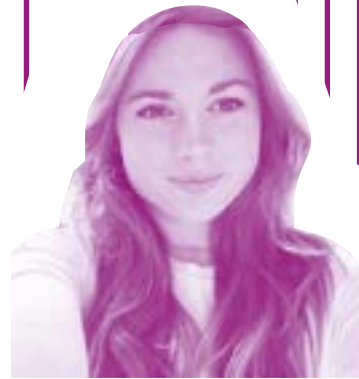
ZIVA (16): Schlecht. Ich denke, man wird dann nicht mal mehr Schnee kennen.

Wie stellt ihr euch euer Leben im Jahr 2050 vor?

Felix (13):
Bis 2050 wird die Technologie deutliche Fortschritte gemacht haben. Heute gibt es schon Unmengen an Strom, Medizin und so weiter. In Zukunft wird es kaum noch nötig sein, Kabel durch die ganze Welt zu verlegen oder andere Energien als regenerative zu nutzen, wobei wir aber auch immer noch auf andere angewiesen sind. Maschinen werden uns einen Großteil der Arbeit abnehmen, noch mehr als jetzt.

LINDA (15): Dann bin ich Anfang 40. Keine Ahnung. Hauptsache, dass ich zufrieden bin mit dem, was ich so erreicht habe, und noch Ziele für mein Leben habe.

LALE (15):
Ich habe eine Familie, die mich erfüllt, vielleicht zwei Kinder und einen Hund. Mein Beruf ist abwechslungsreich und kreativ und ich lebe in einem Haus, irgendwo, wo es warm ist. Hauptsache ist aber, dass ich glücklich bin.



NELE (14): Ich stelle mir vor, dass entweder die Menschheit gar nicht mehr existiert oder alles wieder in Ordnung ist und eine Revolution passiert ist. Ich sehe mich dann komplett berufstätig in einer neuen digitalisierten Welt.

PAUL (15): Dass sie sich mehr für die Umwelt einsetzen. Vor allem global, die Abholzung des Regenwaldes, Krieg und Menschenunterdrückung müssen jetzt bekämpft werden.

JULIA (14): Ich erwarte, dass sie anfangen, sich Sorgen nicht nur um ihre Zukunft zu machen, sondern auch um die der jüngeren Generationen. Dies geht vor allem an die Menschen in Machtpositionen.

FELIX (13): Die nächsten Generationen müssen – genau so wie wir – immer weiter an Problemen arbeiten. Alles, was nicht gelöst ist, ob groß wie der Klimawandel oder klein wie ein kaputtes Kabel, muss immer weiter gelöst werden. Das wird die einzige Möglichkeit sein, die Welt, in der wir leben, zu erhalten und weiter zu nutzen.

ZIVA (16): Noch viel mehr Hartnäckigkeit beim Thema Umweltschutz und vor allem Tierschutz.

Was erwartet ihr von der Generation 30+?

NELE (14): Dass die Menschen in Machtpositionen mehr zukunftsorientiert handeln und nicht nur für den Moment und die Macht. Man sollte für das Allgemeinwohl handeln.

LINDA (15): Ich habe keine Erwartungen mehr.

LALE (15):

Ich erwarte von dieser Generation, verständnisvoller gegenüber Jugendlichen zu sein. Einfach mehr Verständnis für kleine Fehler und nicht zu viel persönlich zu nehmen. Vor allem erwarte ich einen Unterschied zu vorherigen Generationen. Auch indem man keine veraltete Denkweise besitzt und generell moderner ist.



SOENKE (14): Ich habe vor allem Erwartungen an Personen, die viel Einfluss haben. Sie sollen mit uns sprechen, sich unsere Meinung anhören und Kompromissbereitschaft zeigen. Aber auch Personen des Alltags sollten uns gegenüber offener sein und uns mehr Präsenz gewähren.

LENI (12):
Verständnis für die Umwelt und andere Menschen.

SOPHIA (12): Ich erwarte, dass sich mehr mit dem Thema Klimawandel auseinandergesetzt und sich besser angepasst wird.



Fotos: picture alliance, dpa, Carsten Koall; picture alliance, epd-bild, Guido Schiefer

Klima, Kleber, Kartoffel- brei

von Anastasia, 17

Die Aktionen der Letzten Generation sind umstritten, doch ziviler Ungehorsam hat eine lange Tradition. Auch das Frauenwahlrecht wurde nicht eingeführt, die Atomkraft nicht abgeschafft, weil Menschen lieb „bitte, bitte“ gesagt haben.

D

ie BILD-Zeitung, Kommentare unter Tagesschau-Posts, Onkel Thomas beim Familienessen: Alle haben was zu meckern. An Kleber, Kartoffelbrei und Tomatensuppe. Alle haben was zu sagen. Berechtigterweise. Es gibt allerlei Lob- und Kritikpunkte und viele Ideen, wie man die Allgemeinheit auf seine Seite zieht.

Ich bin seit Anfang 2019 bei Fridays for Future (FFF) aktiv, bin 2020 bei Black-Lives-Matter-Demos vor Wasserwerfern weggelaufen, habe bei der Waldbesetzung im Dannenröder Forst Gemüse für die Küfa (Küche für alle) geschnibbelt und in Lützerath knüppelnde Polizisten angeschrien. Ich will auch was sagen.

Der Aufschrei ist groß: Die Klimabewegung radikalisiere sich, die nächste RAF ließe nicht lange auf sich warten. Zum Teil stimmt das. Das Wort „radikal“ bedeutet, etwas an der Wurzel (radix) zu packen. Und wenn die Klimabewegung eines richtig gut kann, dann die Wurzel des Problems zu benennen. Es hat nun einmal System, dass Kohlekraftwerke noch laufen und die Konsequenzen in Länder des Globalen Südens verfrachtet werden. Das ist – Achtung, böses K-Wort! – die Grundideologie des Kapitalismus und die Struktur unserer fossilen Wirtschaft.

Vegan leben und Fahrrad fahren reicht nachweislich nicht. Das ist höchstens clevere Schuldabwälzung. Das Konzept vom individuellen CO₂-Fußabdruck etwa hat der BP-Konzern in den 1970er- und 1980er-Jahren entwickelt – da drängt sich doch sehr der Eindruck auf, hier solle von der Verantwortung der eigenen Industrie abgelenkt werden, indem man

Ich glaube,
es braucht
alle Formen von
Widerstand, um im
bestehenden System
etwas zu erreichen. Dazu
gehört auch ziviler
Ungehorsam, der
sozial akzeptierter
ist als oft
dargestellt.

sie den Konsument*innen überträgt. Auch dass Unternehmen von Exxon bis Shell schon vor einem Vierteljahrhundert von den Folgen des Klimawandels wussten, ohne dass sie das zu einer umweltfreundlicheren Unternehmenspolitik veranlasste, ist längst belegt. Dass es eine radikale Veränderung dieses Systems braucht, liegt auf der Hand.

Damit hören die Gewissheiten aber schon auf. Der Aktivismus hat mich durch meine Pubertät begleitet. Jetzt bin ich fast erwachsen und überforderter denn je – und damit nicht allein. In der Bewegung wächst das Gefühl, wir könnten eh nichts mehr erreichen. Eine Niederlage jagt die nächste: Wälder werden gerodet, Dörfer abgebaggert, Subventionen für fossile Kapitalanlagen beschlossen, trotz aller Arbeit, die wir reingesteckt haben.

Der Hype um Fridays for Future ist vorbei. Der Schulstreik fürs Klima war zu Beginn unheimlich effektiv, auch wenn die Demos zuletzt deutlich weniger besucht wurden. Doch dann kamen Corona, Krieg und Inflation. Ist es deshalb Zeit, bei FFF auszusteigen und nur noch sabotieren zu gehen? Okay, Witz! Oder nutze ich besser das recht gute Standing, das FFF noch immer hat (verglichen mit der Letzten Generation), um eine anschlussfähige Brücke zu radikaler Politik zu bauen? Oder mache ich nichts davon, trete bei den Grünen ein und hoffe, mich bis zum Bundestag durchzuboxen? Haha, der war gut!

Ich glaube, es braucht alle Formen von Widerstand, um im bestehenden System etwas zu erreichen. Dazu gehört auch ziviler Ungehorsam, der sozial viel akzeptierter ist, als es manche Reaktion aus Politik und Feuilleton darstellt. Das zeigt die immense Unterstützung von Anwohner*innen bei Waldbesetzungen oder in Lützerath – aber auch ein Blick in andere Länder oder in die Geschichte. Rosa Parks und Martin Luther King Jr. waren nicht bei allen in den USA beliebt, die Strategie von Mahatma Gandhi war in Indien durchaus umstritten. Aber gesellschaftlichen und politischen Wandel haben sie erreicht.

Ich bin überzeugt: Die befürchtete Extremisierung hin zur Gewalt in unserer Generation ist ein Gespinnst. Ich kenne keine Mitstreiter*innen, die sich ihrer Radikalität nicht bewusst sind und nicht ständig ihre Position mit dem gesamtgesellschaftlichen



Konsens abgleichen. Erst neulich haben wir fünf Stunden im Plenum diskutiert, welches Framing das sinnvollste ist, um möglichst viele Menschen wieder für den Klimastreik zu mobilisieren.

Anstatt sich um uns zu sorgen, sollte der Mainstream zuhören, welches politische Versagen solche Protestaktionen motiviert. Sich angesichts der Klimakrise über Aktionsformen zu streiten, ist so, als würde ich erst einmal mit dem Rauchmelder diskutieren, weil mir sein Ton nicht gefällt, statt einen Feuerlöscher zu holen.

Let's not kid ourselves: Frauen hätten vermutlich deutlich später das Wahlrecht erlangt, Homosexualität wäre vielleicht noch strafbar und Atomkraftwerke würden noch laufen, hätten die Demonstrierenden einfach nur lieb gefragt. Und so bezweifle ich, dass RWE aufhören wird, skrupellos Kohle zu scheffeln, wenn wir nur freundlich genug darum bitten.

Schlussendlich bleibt unbequemer Protest unbequem. Und er ist in aller Munde. Vielleicht ist damit auch schon das Ziel erreicht. ●



Generation
Gegenwart.

MEINE
WELT,

STATEMENTS
Welt
Self-Care-Hype
Internet
„Mindset“
AUF DEN PUNKT



WIE GEMALT

ZWISCHEN SCROLLEN UND SELBSTZWEIFELN



SOCIAL
Vorbild

Community
AESTHETICS

Trend



TATORT
SOCIAL!
MEDIA

im
Blick

Style-Challenge
WAS MACHT
DEN LOOK (dich) AUS?

füreinander
inspiriert



Nice to have

Angriffsfläche?



WHERE TO STAY?
BY DA JEMAND?

INSTA KARMA
TWO FACED?

HYPE

DAS MUSS IN DEINEN SCHRANK
DAS BRINGT DICH WEITER
DAS SIND DEINE
BEAUTY-HIGHLIGHTS
DIE SIND WIE DU



Unfuck the World



WIE BESTE FREUNDIN AUS BEIM NETZ

Text und Collage von Helene, 18

Schuldet
uns das
Internet
eine Meinung?
Wie unsere
Autorin von
Influencer*innen
enttäuscht
wurde – und
ins Grübeln
geriet.

Kennst du das, wenn du dich nach einem langen Schultag auf Instagram oder Tiktok wiederfindest? Schnelle Ablenkung, Abstand – eigene Probleme sind vergessen, wenn Influencer*innen und Celebrities, aber auch Freund*innen Einblicke in ihren Alltag zeigen. In Sekunden geht es von belanglosen Alltagsgeschichten zur Werbung, von längeren Storytimes zu politischen Themen und wieder zurück.

Die Schauspielerin Florence Pugh postet beispielsweise neben Filmpremieren und ihrem persönlichen Content immer auch zu politischen Themen. Ich finde das sehr sympathisch. So hat sie in der Vergangenheit über Safety-Apps für den Heimweg aufgeklärt, aber auch auf Beiträge zum Thema Femi-zid hingewiesen. Zusätzlich repostet sie Erfahrungen ihrer Follower*innen und gibt ihnen eine Stimme. Ob Marketingstrategie oder nicht, es wirkt engagiert und aufmerksam gegenüber den Themen, die ihrer Community wichtig sind. Und wir als Follower*innen sind zufrieden, wenn wir schon mit dem Repost eines Beitrages unser soziales Gewissen beruhigen können.

Influencer*innen und Celebrities, denen man nur digital begegnet und mit denen man oft mehr Zeit verbringt als mit der besten Freundin, haben eine Vorbildfunktion übernommen. Richtig ist aber auch: Es gehört zu ihrem Geschäftsmodell, eine freundschaftliche Ebene zu uns herzustellen.

Natürlich könnte man sich auch eine Meinung bilden, ohne zu wissen, was Celebrity X oder Y denkt. Aber manche Themen erreichen mich vor allem über die sozialen Medien – wie am 24. Juni 2022. Da gab es Aufruhr im Netz, alle wollten sich austauschen. Der Bundestag hatte entschieden, den umstrittenen Paragraphen 219a abzuschaffen, während fast zeitgleich in den USA der Supreme Court das Grund-satzurteil „Roe v. Wade“ kippte und das garantierte Recht auf Abtreibung abschaffte. Während also in Deutschland Ärzt*innen nun legal über Abtreibungen informieren dürfen, können in den USA die einzelnen Bundesstaaten Abtreibungsregelungen einführen, was zur Folge haben wird, dass viele Frauen nicht mehr legal abtreiben können.

Auch wenn ich und meine Freunde nicht direkt betroffen sind von dem US-Urteil, war es trotzdem ein wichtiges Thema für uns. Schließlich geht es um Menschenrechte, die uns alle etwas angehen. Während ich mich online mit anderen über die Folgen

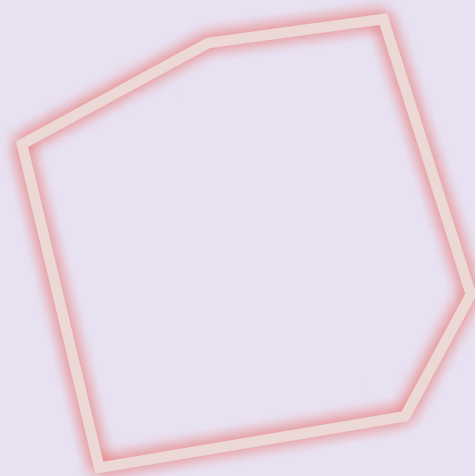
der Gerichtsentscheidung austauschte, durchsuchte ich die Storys von Influencer*innen, weil mich interessierte, was die zu den Ereignissen zu sagen hatten. Die wenigsten äußerten eine Meinung – und ich war enttäuscht.

Vielleicht wollen Influencer*innen sich nicht äußern, wenn sie keine Expertise besitzen. Vielleicht haben sie einfach nur Angst, eine Haltung einzunehmen und damit Follower*innen zu verlieren. Ich habe mich aber gefragt, warum es mich so brennend interessiert, was Menschen, die ich eigentlich nicht kenne, über „Roe v. Wade“ oder den Paragraphen 219a denken. Vielleicht liegt es daran, dass man sich in den Influencer*innen, denen man Vertrauen schenkt, indem man ihnen folgt, nicht getäuscht haben will.

So haben Influencer*innen und Celebrities, denen man digital begegnet und mit denen man oft mehr Zeit verbringt als mit der besten Freundin, eine Vorbildfunktion übernommen.

Richtig ist aber auch: Es gehört zu ihrem Geschäftsmodell, eine freundschaftliche Ebene herzustellen. Denn hat man das Gefühl, ein guter Freund oder eine gute Freundin empfiehlt ein Produkt, interessiert man sich dafür besonders. Auch deshalb sollen die Storys von Influencer*innen den Eindruck erwecken, als könnten wir tatsächlich an ihrem Leben teilhaben.

Und so handelt es sich um eine einseitige Freundschaft. Wir User*innen kennen die Influencer*innen – oder glauben das zumindest. Diese können aber ihre bisweilen mehrere Millionen Follower*innen unmöglich kennen. Umso wichtiger ist ein verantwortungsvoller Umgang mit der eigenen Reichweite. Für uns als Follower*innen bedeutet das also: die Äußerungen der Internetberühmtheiten zu überprüfen und uns eine eigene Meinung zu bilden. ●





Gegen Obdachlosigkeit

Amaya, 18

Ihr speist mit euren Familien an großen Tischen
Während zur gleichen Zeit
Andere Menschen auf der Straße sitzen
Und hungern

Während wir in beheizten Räumen sitzen
Und uns über die angebliche Kälte beschweren
Sterben die Obdachlosen
In dieser bitteren Kälte

Wenn ihr Menschen doch
Von eurem Geld oder Essen abgeben würdet
Anstatt euch immer über die Armen aufzuregen
Klar, wir Menschen haben unsere Ängste
Doch wenn wir uns nicht damit befassen
Können wir sie nicht verlieren

Wir müssen nicht unbedingt etwas abgeben
Wenn wir es täten, wäre es schön

Aber wenn wir es nicht tun
Sollten wir uns wenigstens ab und an Gedanken
darüber machen
Dass es Glück ist, etwas zu haben!

Ich hätt' gern eine Welt

Tabea, 18

Ich hätt' gern eine Welt.
Keine First-World-Problems und
keine Dritte-Welt-Konflikte.
Nein, nur eine.
Eine Welt.
Zum Mitnehmen.
Für die nächsten Generationen.



Einfach nur online? Oder schon süchtig?

Handy-Daumen,
Schlaf-
störungen,
Depressionen,
Nomophobie: Wer nur
am Smartphone
hängt, riskiert
ernsthafte
Krankheiten.

von Matteo, 17

Illustration von Thaís Curvelo

Aufs Handy gucken. Wieder nach oben, dem Lehrer zuhören. Blick wieder runter, jemandem schreiben. Handy ausmachen, wieder auf den Unterricht konzentrieren. In der Hosentasche vibriert es. Gucken, ob der Lehrer aufpasst, schnell das Handy raus. Nachricht lesen, zum Lehrer schauen, bevor man antwortet. Stunde zu Ende, Zeug zusammenpacken, bloß raus aus der Schule. Auf dem Weg zum Bus das Handy raus und schnell noch diese wichtige Nachricht schreiben ...

Können wir noch leben ohne unsere Handys und andere technologische Geräte? Kommen wir noch ohne Internet zurecht? Oder sind wir – immer online, immer am Schirm – schon süchtig?



Wahr ist: Ohne Internet ist eine Teilhabe an der Welt kaum noch möglich. Viele von uns würden ohne ihr Handy nicht mehr rechtzeitig aufwachen, sie wüssten nicht, wie viele Schritte sie gegangen sind – und würden wohl nicht nur die Geburtstage ihrer Eltern vergessen.

Was viele aber nicht wissen: Übermäßige Smartphone-Nutzung kann Folgen haben. Der Handy-Daumen ist ein orthopädisches Phänomen, eine Entzündung der Sehnen im Daumen. Außerdem stehen in Zusammenhang mit dem Handy: Konzentrationsschwäche, Zappeligkeit, Fettleibigkeit, Kurzsichtigkeit. Auch psychische und soziale Probleme können entstehen oder durch das Internet verstärkt werden. Und es gibt Krankheitsbilder, die vor dem mobilen Telefonieren gar nicht existierten. Die Nomophobie, kurz für „No-Mobile-Phone-Phobia“, ist die panische Angst davor, nicht mehr über das Handy erreichbar zu sein. Die „Fear of Missing Out“, kurz FoMO, beschreibt die Angst, ohne Handy von scheinbar wichtigen Entwicklungen ausgeschlossen zu sein.

Noch verbreiteter sind Schlafstörungen, die entstehen, weil das Handy die ganze Nacht neben dem Bett liegt, um ja keine Nachricht zu verpassen. Am Anfang ist das noch kein großes Problem. Doch aus einer Nacht wird eine zweite, die man wieder nur vor dem Handy verbringt – dafür holt man dann den fehlenden Schlaf am Tag nach.

Zudem schläft man nicht nur weniger, sondern auch schlechter. Denn egal, wie dunkel man das Handy stellt, und selbst wenn der Nachtmodus aktiviert ist, das Mobilgerät sendet immer Strahlung und Licht aus. Licht signalisiert dem Körper, dass es Tag sein muss. Wenn es Tag ist, heißt das, dass er aktiv sein will. Wer schlecht schläft, bei dem steigt die Wahrscheinlichkeit, an Herz-Kreislaufkrankungen oder Stoffwechselkrankheiten, wie zum Beispiel Diabetes, oder an Depressionen und Angststörungen zu erkranken.

Aber wo genau beginnt eine Sucht? Selbst jemand, der den ganzen Tag auf sein Handy starrt, muss nicht süchtig sein. Sucht und Abhängigkeit sind individuell, es hängt von der Resilienz eines Menschen ab, ob dieser süchtig wird oder nicht. Unter Resilienz versteht man die psychische Widerstandskraft gegenüber biologischen, psychologischen und psychosozialen Entwicklungsrisiken. Einfacher gesagt: Resiliente Jugendliche können besser mit ihren Lebensumständen und Rückschlägen umgehen als weniger resiliente. Jeder Mensch hat in verschiedenen Bereichen eine andere Resilienz: Die eine hat eher ein Problem mit Drogen, der andere dagegen mit dem Internet.

Eine weitere Gefahr: Der Aufenthalt im Internet, erst recht in sozialen Netzwerken, kann zu Stress führen. Hate-Speech und Beleidigungen, ja sogar Mobbing sind an der Tagesordnung. Zwei Drittel der Jugendlichen finden es normal, auf Internet-Plattformen beleidigt und beschimpft zu werden. Diesem Stress kann man nur schlecht entgehen; bei der jüngeren Generation sind Profile auf sozialen Netzwerken wie Instagram oder Snapchat ein Muss. Das soziale Leben findet zu einem erheblichen Teil im Netz statt.

Das Internet ist also Segen und Fluch zugleich. Auf der einen Seite ist es praktisch und inspirierend, auf der anderen Seite hat es eine Reihe Begleiterscheinungen. Es liegt an jedem selbst, wie weit und wie lange er sich im Internet aufhalten möchte. Aber man sollte sich immer bewusst sein, was man dort tut. ●

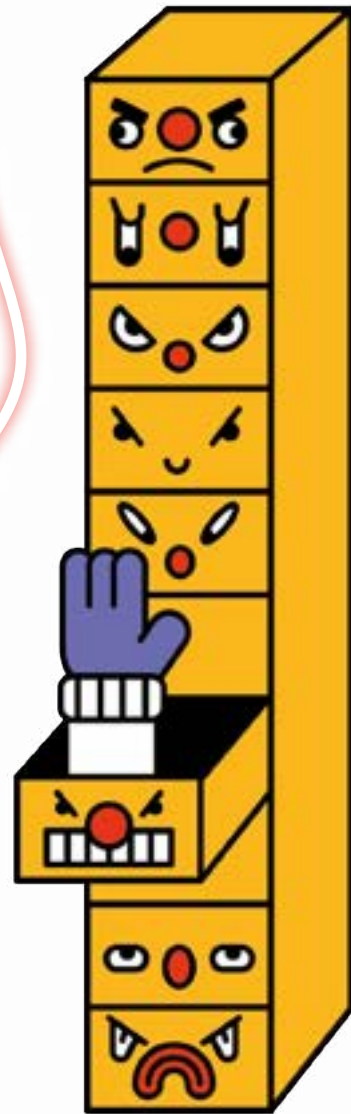
Nordafrikanisches Täterprofil

Ayoub, 17

In Augen der Menschen sehe ich oft
Ist er von hier, weil so sieht er nicht aus
Und wenn sie wissen, woher ich komme
Ah, du kommst aus Marokko
Direkt bildet sich ein nordafrikanisches
Täterprofil
Ich werde zu einem Charakter aus einem
Computerspiel
Belegt mit Vorurteilen
Bestimmt Drogendealer oder Vergewaltiger
Es liegt in seinem Blut, kriminell zu sein
Es ist ihr Augenschein
Manchmal gibt es auch positive Aussagen
Wow, du sprichst echt gut Deutsch
Ganz klassisch
Oder
Wow, du bist echt integriert
Ist doch positiv gemeint, oder?

Manchmal, da will ich einfach der sein
Den die Menschen in mir sehen
Dann muss ich mir das Gelaber nicht anhören
Doch ich will dazugehören
Ich gebe ihnen das, was sie wollen
Doch dann häufen sich die Polizeikontrollen

Vorurteile sind wie Schubladen
Voller Hass und wutgeladen
Ohne richtig zu denken
In der Nahrungskette
Andere Menschen zu senken
Das ist Normalität geworden
Doch wir sind Menschen
Menschen mit den gleichen Sorgen



ALLEIN UNTER WEIßEN

von Céline, 18

Da, er sagt es noch einmal. Das N-Wort. Der Lehrer hat das N-Wort in einem Buch seiner Kinder gelesen, jetzt will er mit uns darüber reden. Aber er umschreibt es nicht, er sagt nicht „das N-Wort“, nein, er sagt einfach immer wieder: „N...“. Wenn über das Wort gesprochen werde, dürfe man es als weißer deutscher Mann doch wohl noch mal aussprechen ...

Es sind die längsten 20 Minuten meines Lebens. Ich bin verletzt, ich bin wütend, ich beschwere mich. Er rechtfertigt sich, dass er das Wort aussprechen müsse – wenn man „N-Wort“ sage, könne man ja auch „denken, dass es für Nutte steht“. Was? Dieser Lehrer hat nicht einmal das Problem hinter dem Gebrauch des N-Wortes erkannt. Er ist ignorant. So wie viele andere.

Aber nicht weiße, nicht weiß gelesene Menschen wie ich können nicht wegschauen, weil sie mittendrin stehen. Wir können unsere Hautfarbe, unsere Nase, unsere Haare nicht ablegen. Wir können nicht einfach sagen, Rassismus gibt es nicht. Wir erleben ihn jeden Tag.

Wieder und wieder muss ich mir anhören: „Komm doch mal drüber weg! Warum hast du das denn immer noch nicht überwunden?“ Und schlimmer, wenn mich jemand fragt: „Bin ich denn rassistisch?“ Und sich selbst so in die Opferrolle manövriert – und mich in die Position der Angreiferin.

Unsere
Autorin
will nicht
mehr erklären
müssen, was
Rassismus mit ihr
macht. Sie will,
dass sich
endlich
etwas ändert!

Dabei wirst nicht du, sondern ich immer wieder gefragt, wo ich herkomme. Bist du je in einem Laden heimlich beobachtet worden, weil man dachte, du würdest klauen wollen? Sind schon mal Kinder vor dir weggerannt, weil sie dich gruselig fanden? Nein? Mir passiert das ständig.

Also erzähl mir nicht, wir hätten den Rassismus überwunden. Ja, der direkte und feindselige Rassismus ist selten – trotzdem ist er da, nur subtiler. Bloß weil du behauptest, du bist farbenblind, bist du noch lange nicht frei von rassistischen Bildern im Kopf.

Wann wirst du deinen Kindern beibringen, dass es nichts Besonderes ist, keine blonden Haare und blauen Augen zu haben? Wann wirst du dein Denken hinterfragen und den Austausch mit Betroffenen suchen? Wann wirst du – anstatt zu urteilen – einfach mal zuhören? Wann wird es keine Vorurteile mehr geben, wann keinen Hass mehr und keine Gewalt gegen Menschen, die anders aussehen?

Ich will auch nie wieder Menschen, die nicht von Rassismus betroffen sind, erklären müssen, was Rassismus ist, was er mit mir macht, und dass sie Privilegien besitzen, die ich nie haben werde. Ich will nie wieder diskutieren müssen, ob das N-Wort in Büchern geändert werden soll. Nein, ich will die Geschichte nicht umschreiben. Ich will nur, dass dieses unnötige, widerwärtige Wort aus dem Sprachgebrauch und aus Büchern entfernt wird. Denn es gibt keinen Kontext, der die Verwendung des Wortes rechtfertigt, der kein rassistischer ist. Niemand soll dieses Wort in den Mund nehmen, erst recht kein weißer Mensch. Wann wird die Gesellschaft das begreifen? ●

Gegen Hass und Vorurteile

Mit einem Ausstellungsprojekt erreichten Schüler*innen des Gymnasiums Georgianum Lingen einen nachhaltigen Bewusstseinswandel an ihrer Netzwerkschule.

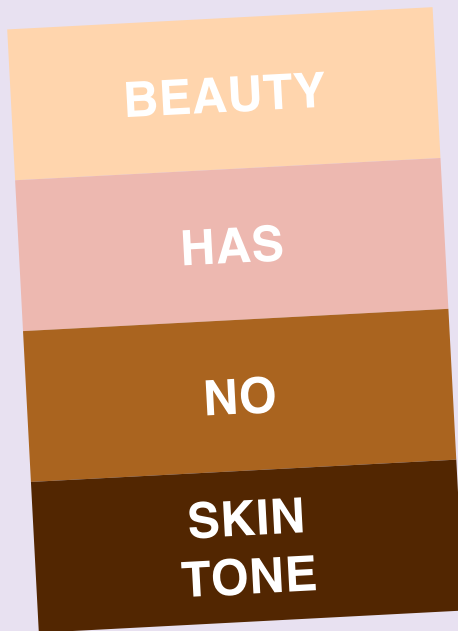
von Hanna, 18



Denken Menschen an Rassismus, Antisemitismus und Diskriminierung, fällt vielen erst einmal die Zeit des Nationalsozialismus ein. Die Vorstellung, dass rassistischer Hass immer noch in unserer Umgebung präsent ist, tun viele Leute ab. Um das Bewusstsein auf diesen Hass zu lenken, organisierte die Klasse 10c des Gymnasium Georgianum Lingen im ersten Jahr der Pandemie ein Ausstellungsprojekt, das bis heute nachwirkt: Schüler*innen reichten Plakate, Fotografien und Bilder zum Thema Hass ein, erstellten Definitionen zu den Begriffen Rassismus, Antisemitismus, Diskriminierung, LGBTQIA+, Feminismus, BlackLivesMatter und Mobbing. Am Tag der Menschenrechte, dem 10. Dezember, wurde die Ausstellung „Georgianer gegen Hass“ eröffnet.



Bilder: Lena Rossbach, Foto: Gymnasium Georgianum Lingen



Bis heute ist das Projekt „Georgianer gegen Hass“ alltäglicher Teil unserer Schule. Es gibt einen Instagram-Account (@georgianer_gegen_hass), der regelmäßig mit aktuellen Inhalten gefüttert wird. In allen 8. Klassen wurden Anti-Rassismus-Workshops durchgeführt; in den 10. Klassen ein Antisemitismus-Training. Außerdem wurde ein sogenanntes Vielfalt-Team gegründet, das sich vor allem LGBTQIA+-Themen widmet; und ein Rassismus-Krisenteam, an das sich Klassen bei rassistischen Vorfällen wenden können. Nicht zuletzt wurde auf Initiative unserer Lehrerin Judith Reinefeld ein Safe Space für Schüler*innen eingerichtet.

All das führte zu einem nachhaltigen Bewusstseinswandel: Wir gehen heute anders miteinander um. Das schulische Zusammenleben hat sich verändert, weil junge Menschen aktiv in den Kampf gegen Hass und Vorurteile involviert wurden. Das Projekt ist viel größer geworden, als wir zu Beginn gedacht hätten – und wir haben gemerkt, dass man mit Engagement und einer anfangs kleinen Idee viel bewirken kann. Damit erreichte „Georgianer gegen Hass“ viel mehr, als wir gehofft hatten. ●

Eine Courage- Schule on air

Die Schüler*innen der Frankfurter Carl-Schurz-Schule machen sich in einem preisgekrönten Podcast gegen Diskriminierung stark. Hier beschreibt eine von ihnen, wie es geht.

von Penelope, 19

Der Traum schwirrte in jungen Köpfen. Im Lockdown von menschlicher Interaktion ausgeschlossen, während die Sehnsucht, die Stimme zu erheben, auf der Zunge brannte. Filzstifte schmierten das Logo auf den Schreibtisch. Gliederungen von geplanten Folgen. Podcast erschaffen innerhalb von zwei Wochen. Ja, wir haben digitale Welten erkundet.

In unserem Podcast „Courage – We’re Still Dreaming“ reden Schüler*innen des Courage-Ausschusses der Carl-Schurz-Schule in Frankfurt am Main über unterschiedliche Themen, doch immer geht es um Diskriminierung. Stufenübergreifend in stets wechselnden Besetzungen sprechen wir über den Black History Month, über Neokolonialismus, politisch korrekte Sprache und vieles mehr. Wir informieren über aktuelle und historische Ereignisse, erklären diskriminierende Strukturen und diskutieren, was es braucht, um Zivilcourage zu zeigen.

Die Idee entstand im Distanzunterricht und war für uns eine Möglichkeit, die Arbeit des Courage-Ausschusses an unserer Schule während der Pandemie fortzuführen. Um das Social Distancing zu überbrücken, entschlossen wir uns, „on air“ zu gehen. Erst einmal nahmen wir ohne richtige technische Ausstattung relativ spontan Zoom-Konferenzen auf. Manche sind nur 15 Minuten lang, andere fast eine Stunde, je nachdem wie komplex das Thema ist.

Als wir für den Frankfurter Schulpreis der Bildungsstätte Anne Frank für Projekte zum Thema digitale Welten nominiert wurden, bauten wir unseren Podcast aus. Wir schafften Mikrofone an und legten auch inhaltlich zu. Inzwischen gibt es Podcasts mit politischen Rückblicken, Sprachnachrichten, Interviews mit externen Expert*innen, literarischen Texten und sogar einer ersten Auslandsreportage aus Brüssel. Mit der Veröffentlichung auf Spotify machten wir unsere Themen Hörer*innen außerhalb der Schule zugänglich. Schließlich kamen wir 2022 beim Frankfurter Schulpreis auf den zweiten Platz und gewannen 4.000 Euro.

Für alle Beteiligten ist der Podcast ein großer Gewinn. Für die Co-Leiterin Lena ist er ein „aus der pandemischen Not geborenes digitales Wunderwerk, das Schüler*innengenerationen verbindet und in einem sicheren Raum zusammenkommen lässt, um über die großen Fragen unserer Gesellschaft zu diskutieren“. Die zukünftige Leiterin Leny fand durch den Podcast die Möglichkeit, „sich mit Mitschüler*innen auch stufenübergreifend über die Themen auszutauschen, die uns bewegen – und das, obwohl wir nicht in der Schule waren“. Und die Co-Leiterin Penny konnte ihre „Angst vor dem öffentlichen Reden überwinden und viele neue Menschen mit interessanten Einblicken kennenlernen“.

Auch die unterstützende Lehrkraft hat das Projekt bewegt. „Zu sehen, wie sich das Podcast-Projekt von Folge zu Folge entwickelt hat, habe ich mit großer Freude begleitet und ziehe meinen Hut vor diesem unglaublichen Einsatz“, sagt Frau Herzberg. „Die Inhalte zeigen, wie engagiert junge Menschen digitale Welten nutzen, um Impulse in die Gesellschaft zu geben.“

Natürlich war nicht alles Friede, Freude, Eierkuchen. Vieles mussten wir mühsam lernen, unzählige Stunden gingen durch das Entfernen von Stottern und „Ähms“ verloren. Zoom war auch nicht immer kooperativ, das Internet stürzte gern mal ab.



Aber wir konnten die technischen Schwierigkeiten immer überwinden und mithilfe der neuen Mikros sogar das ewige Hintergrundrauschen besiegen. Mit einem selbsterstellten Tutorial konnten wir unser Wissen, wie man mit der Software Audacity einen Podcast schneidet, an neue Podcast-Macher*innen weitergeben.

Eine Besonderheit ist der stufenübergreifende Ansatz. In dem Podcast kommen Schüler*innen von der Klasse 7 bis zum Abiturjahrgang zusammen und diskutieren auf Augenhöhe. So können die älteren Schüler*innen ihre Erfahrungen mit den jüngeren teilen und sie auch in die Lage versetzen, das Projekt selbstständig weiterzuführen. Auf diese Weise ist garantiert, dass es den Courage-Podcast weitergeben wird, auch wenn die aktuellen Leiterinnen nach dem Abitur die Schule verlassen. ●





ICH WILL

NACH

von Manal, 20

BEUMTSCH-

LAND

Die Wellen
sind hoch,
es ist kalt,
das Boot
wackelt: Unsere
Autorin verarbeitet
ihre Flucht
in einer Kurz-
geschichte.

Mein Name ist Nuri, ich bin zwölf Jahre alt. Mama, meine kleine Schwester und ich sind auf dem Weg nach Europa. Unser Leben in Syrien war grausam. Zuletzt ging ich dort in die 5. Klasse. Dann mussten wir unser Haus verlassen, weil das Dorf bombardiert wurde von Soldaten aus

dem Nachbarland. Nur Mama, meine Schwester und ich konnten fliehen. Papa haben wir auf dem Weg verloren, eine Bombe hat ihn getötet.

Auch meine Tante ist tot. Sie war eigentlich die Leiterin des Krankenhauses, sie sollte Menschen, die im Krieg verletzt wurden, heilen. Stattdessen musste sie selbst als Soldatin kämpfen, um uns zu beschützen. Ich vermisse sie sehr.

Ein halbes Jahr verbrachten Mama, meine Schwester und ich in einem fremden Dorf, jeden Tag hörten wir Schüsse. Wir hungerten, weil wir kein Geld hatten, um Essen zu kaufen. Manchmal hat uns eine Nachbarin etwas zu essen gegeben, wenn sie zu viel gekocht hatte. Meine kleine Schwester, erst

einhalb Jahre alt, brauchte vor allem Milch. Weil wir nicht genug hatten, hat meine Mama die Milch mit Wasser verdünnt, damit die Babyflasche voll wird.

Ich durfte nicht aus dem Haus. Auf den Straßen waren Soldaten unterwegs, vor denen wir uns verstecken mussten. Auch Mama hat sich nicht getraut, aus dem Haus zu gehen. Ich habe einmal gehört, wie sie und unsere Nachbarin darüber redeten, dass die Männer mit den langen Bärten Frauen entführen. Und dass sie mit den Frauen nichts Schönes machen. Weil

ich so große Angst um Mama hatte, habe ich oft so getan, als hätte ich Bauchschmerzen, damit sie nicht aus dem Haus geht.

Ich bin sehr enttäuscht von den Menschen. Niemand hat uns wirklich geholfen. Niemand hat uns eine Unterkunft besorgt, während wir uns in einem kalten Keller verstecken mussten. Es war ein sehr kalter Winter. Wir hatten nur eine Decke, die ich mir mit meiner kleinen Schwester teilen musste. Meine Schwester wurde immer wieder krank, sie bekam Fieber. Sie tat mir sehr leid, ich konnte aber nichts machen. Wir haben uns wie Gefangene gefühlt.

Ich hatte Sehnsucht nach Frieden, nach meinen alten Freunden, nach meinen Großeltern, nach unserem Zuhause und vor allem nach meinem Papa. Wäre Papa nur dagewesen.

Jetzt aber wird alles anders, jetzt wird alles gut. Wir haben einen Weg gefunden, auf dem wir nach Europa flüchten können. Der Weg ist illegal und gefährlich, aber ich war noch nie so glücklich. Endlich werde ich meinen Traum erfüllen und Pilot werden können. Aber natürlich will ich kein Pilot werden, der Kriegsflugzeuge fliegt.

Seit Tagen sind Mama, meine kleine Schwester und ich nun schon auf dem Weg nach Europa. Wir sind unterwegs mit vielen Männern, die wir nicht kennen. Ich habe Mama versprochen, dass ich sie auf dem Weg beschützen werde und keiner ihr etwas antun kann. Tage haben wir gebraucht, bis wir zu Fuß in der Türkei angekommen waren. Dann haben wir unser letztes Geld einem Mann gegeben, der uns nach Europa bringen soll. Heute Abend fahren wir mit einem Boot zu einer griechischen Insel, um von dort aus weiter nach Deutschland zu kommen.

Ich will unbedingt nach Deutschland. Dort leben meine Cousinen und Cousins, sie haben mir erzählt, dass sie in Deutschland ganz normal in die Schule gehen können. Es gibt dort keinen Krieg. Sie können einfach immer raus ins Freie, wann sie wollen, und auf den Straßen sind keine Soldaten, die auf jeden schießen.

Ich kann es kaum abwarten. Wenn wir in Deutschland ankommen, werde ich jeden Tag rausgehen. Ich werde bestimmt neue Freunde finden und in die Schule gehen. Auch wenn wir gerade auf der Flucht sind, bin ich glücklich. Wir haben den Krieg, die Angst und die Sorgen überwunden.

Bevor wir auf das Boot gehen, dürfen wir nicht viel essen. Vor allem meine kleine Schwester soll wenig essen, damit sie sich nicht übergeben muss. Mehrere Männer sind schon hier und warten auf das Boot. Ein Mann ist mir aufgefallen, er hat nur ein Bein und läuft mit Krücken. Er heißt Ahmed und ist sehr lieb und hat mir vorhin erzählt, dass

er unbedingt nach Europa möchte, weil er in Syrien mit einem Bein nicht arbeiten konnte und von niemandem unterstützt wurde. Seine Eltern wurden vor seinen Augen erschossen. Es muss für ihn ganz schlimm gewesen sein.

Jetzt geht es los, wir sind auf dem Boot. Wir sind 50 Personen, vielleicht sogar 60. Meine kleine Schwester ist in Mamas Armen eingeschlafen. Ich bin auch sehr müde, aber ich darf nicht einschlafen, sonst kann ich Mama und meine kleine Schwester nicht beschützen. Ich habe ein bisschen Angst, aber Mama hält meine Hand ganz fest. Ich merke,

Ich will unbedingt nach Deutschland.
Dort leben meine Cousinen und Cousins.
Sie haben mir erzählt, dass sie in Deutschland ganz normal in die Schule gehen können. Es gibt dort keinen Krieg. Sie können einfach immer raus ins Freie. Auf den Straßen sind keine Soldaten, die auf sie schießen.

wie sie vor Angst zittert. Die Wellen sind hoch, es ist kalt. Unser Boot wackelt, die Wellen werden höher. Mama, warum fangen die anderen an zu schreien? Mama, warum weinst du? Keine Angst, wir sind gleich da. Mama, meine Beine werden nass ...

Aus den Nachrichten: Ein Boot, auf dem sich mehr als 50 Menschen befanden, kenterte zwischen der Türkei und Griechenland. Nur sieben Menschen konnten gerettet werden, ihnen gelang es, eine griechische Insel schwimmend zu erreichen, darunter der 21-jährige Ahmed. Er berichtet, dass sich unter den Menschen auf dem Boot auch eine Mutter namens Zaynab mit ihren Kindern Nuri (12) und Layla (1) befand. Dass sie das Unglück überlebt haben, ist unwahrscheinlich. ●

Die Antwort ist:

Zusammenhalt!

Was für eine Welt (wollen wir?): Die Klasse 9a des Gymnasium Holthausen in Hattingen hat sich dieser Frage gewidmet.

ELISABETH (15): Man sollte davon ausgehen, dass es selbstverständlich ist, respektvoll miteinander umzugehen. Stattdessen beschließen wir uns wie fünfjährige Kinder, aber leider benutzen wir echte Munition.

NERGIZ (15) & SELMIN (14): Wir stecken in einer Klimakrise, die wir nicht mehr aufhalten, sondern nur noch eindämmen können. Aber jeder kann etwas tun, im Straßenverkehr oder beim Einkaufen, indem er Energie einspart, weniger Auto und mehr Fahrrad fährt, weniger Fleisch isst und regionale Produkte kauft – jeder kann etwas tun für eine bessere Zukunft. Für unsere bessere Zukunft.

MONA (15): Wir haben nur eine Welt. Die müssen wir schützen, und auch wenn das wie eine große Aufgabe erscheint, können schon kleine Dinge helfen, solange viele Menschen mitmachen.

EMIRHAN (14): Was kann man gegen Diskriminierung machen? Man kann Sensibilität entwickeln und sich selbst kritisch hinterfragen. Und sich nicht unterkriegen lassen.



Henry (15): Insbesondere junge Menschen haben in den letzten Jahren im Kampf gegen den Klimawandel eine wichtige Rolle gespielt.

Deshalb sollten sie in Entscheidungen einbezogen werden.

ALINA (15): Klimaneutral zu leben fängt schon bei ganz alltäglichen Dingen an. Zum Beispiel mit dem Fahrrad und nicht dem Auto zur Arbeit oder Uni zu fahren. Sich im Supermarkt für regionales Gemüse anstatt für welches aus Spanien oder Mexiko zu entscheiden. Lieber in den nächstgelegenen Secondhand-Shop anstatt online Fast Fashion zu kaufen.



JULIKA (15): Noch immer werden Menschengruppen unterdrückt, auf der Welt herrscht Krieg, Menschen und Tiere müssen um ihren Lebensraum fürchten. Wie kriegt man diese Probleme in den Griff? Die Antwort ist: Zusammenhalt!

Learn for your right to party!

von Leon, 15

Mit der Bar-Mizwa wird im Judentum die religiöse Mündigkeit verliehen. Unser Autor erlebte seine unter sehr besonderen Bedingungen.



Schon als Kind habe ich von meiner Bar-Mizwa geträumt. Ich sah mich bei der Zeremonie, in der ich im Sinne des jüdischen Religionsgesetzes volljährig würde, am Pult in der Synagoge meine Rede halten. Ich freute mich auf die Feier mit Familien und Bekannten; darauf, dass wir bis in die späten Stunden tanzen und Party machen würden.

Am Tag der Bar-Mizwa, was übersetzt „Sohn des Gebots“ heißt, wird man zum ersten Mal im Leben mit seinem Namen in die Mitte der Synagoge zur Tora gerufen, um die Segenssprüche auf die Tora und einen Abschnitt aus der Tora vorzutragen. Mein Tora-Abschnitt, der mir aufgrund meines Geburtstags zugewiesen wurde, heißt „Bereshit“

(„Am Anfang“) und erzählt von der Erschaffung der Welt und die Geschichte von Adam und Eva. Doch ich konnte in der Synagoge keine Übersetzung vortragen, es musste der hebräische Text sein. Da ich zwar das hebräische Alphabet kenne, aber keine Texte lesen kann, war dies eine echte Herausforderung. Ich musste den Tora-Abschnitt zum Vortragen auswendig lernen.

Dafür lernte ich Woche für Woche mit einem Bar-Mizwa-Lehrer. Als im März 2020 der Corona-Lockdown kam, lernten wir mit Maske und Sicherheitsabstand oder online weiter. Denn am 17. Oktober 2020 wollte ich auf jeden Fall meine Bar-Mizwa feiern.

Die Bar-Mizwa ist eine der wichtigsten Stationen im Judentum für einen Jungen, der damit alle religiösen Rechte und Pflichten eines Mitglieds der jüdischen Gemeinschaft übernimmt. Ähnlich wie bei einer christlichen Konfirmation gilt man nach der Zeremonie als erwachsenes Mitglied der Gemeinde. Ich freute mich sehr auf diese neue Etappe in meinem Leben.

Die Monate vergingen, endlich war mein großer Tag gekommen. Doch Corona gab es immer noch, alles verlief anders als geplant. Zwei Tage vor dem Termin wusste ich noch nicht, ob meine Bar-Mizwa überhaupt in der Synagoge stattfinden darf. Die eines Freundes hatte zuvor aufgrund des Lockdowns verschoben werden müssen. Ich beobachtete also aufgeregt die Corona-Inzidenzzahl, die immer höher wurde und immer strengere Verordnungen mit sich brachte. Aber es waren ja schon alle Vorbereitungen getroffen: Die Dekoration war gekauft, die Torte gebacken, meine Tante aus Israel angereist, und meinen Tora-Abschnitt konnte ich nach dem vielen Lernen ganz sicher vortragen.

Erst an dem großen Tag selbst war klar: Es ist tatsächlich erlaubt, dass ich meine Bar-Mizwa feiere – wenn auch nur in kleinem Rahmen. Statt 250 durften 50 Gäste kommen, statt einer großen Party gab es lediglich ein gemeinsames Mittagessen nach dem Gottesdienst.



Doch als ich aufgerufen wurde, war mir klar, dass sich die Monate des Lernens gelohnt hatten. Ich war nun vollwertiges Mitglied der jüdischen Gemeinde, was mich wahnsinnig stolz machte. Als ich aus der Tora vorlas, hatte ich Gänsehaut, mein Puls stieg an. Aber vor allem war ich einfach nur glücklich, nun endlich Bar-Mizwa zu sein, ein „Sohn des Gebots“ – und damit sozusagen zum Club der Erwachsenen zu zählen. Auch wenn damit Pflichten verbunden sind, beispielsweise regelmäßig am Gottesdienst teilzunehmen und aktiv das Gemeindeleben mitzugestalten.

Natürlich war ich auch ein bisschen traurig, dass die Party und vor allem das Tanzen ausfallen mussten. Nichtsdestotrotz überwog die Freude, diesen besonderen Tag mit meiner Familie und Freunden teilen zu dürfen. Es war der emotionalste Moment meines Lebens bislang, voller Aufregung, Freude und Stolz. Ich freue mich schon, meinen Enkel*innen einmal erzählen zu können: Ihr Opa hat seine Bar-Mizwa während einer weltweiten Pandemie gefeiert. ●

MANCHE GEFÜHLE GIBT ES NUR AUF KURBISCH

von Merve, 19



Foto: picture alliance, ZB I Britta Pedersen

Von wegen
Willkommenskultur:
In Deutschland
anzukommen ist nicht
einfach. Und
selbst wenn man sich
eingelebt und die
Sprache gelernt hat,
bleiben Vorurteile,
Diskriminierung
und Rassismus.

Ich bin Kurdin. Das ist ein einfacher Satz. Aber nicht für mich. Früher war es gefährlich, ihn auszusprechen. In der Türkei, wo ich aufgewachsen bin, war die kurdische Sprache lange Zeit verboten. Das ist der Grund dafür, warum ich in Deutschland lebe, nun drei Sprachen spreche und auf Deutsch schreiben kann. Aber ich bleibe Kurdin, denn Kurdisch ist meine Muttersprache.

Manche Gefühle leben nur in bestimmten Sprachen, so hat es mal die Autorin Kübra Gümüşay geschrieben. Das hat mich sehr berührt, denn ich habe genau verstanden, was sie meint. Im Türkischen oder Deutschen suche ich oft nach dem richtigen Wort, um ein Gefühl zu beschreiben, das ich nur im Kurdischen benennen kann.

Ich war zwölf Jahre alt, als wir nach Deutschland kamen. Leicht war das nicht. Ängste und Sorgen, aber auch Neugier prägten die Reise. Fast noch schwerer war es aber, in Deutschland anzukommen. Wir dachten, wir hätten nun alle Probleme hinter uns gelassen. Stattdessen mussten ich und meine fünf Geschwister mit vielen neuen, unerwarteten Schwierigkeiten klarkommen. Wir mussten eine neue Sprache lernen, eine neue Kultur verstehen, neue Menschen kennenlernen. Das war ein Kulturschock. Schon viele Dinge des Alltags waren ein Problem, etwa dass man in vielen Behörden einen offiziellen Termin braucht. Bis wir das begriffen hatten, haben wir ein paarmal umsonst gewartet. Selbst von Weihnachten hatten wir noch nie etwas gehört.

Für mich war besonders verwirrend, dass wir zu Hause Kurdisch, manchmal auch Türkisch sprachen,

und ich in der Schule zusätzlich Deutsch lernen sollte. Zum Glück hatten wir tolle Lehrerinnen, die sehr viel Geduld mit uns hatten und uns halfen, uns in der neuen Sprache und der neuen Kultur zurechtzufinden. Von meinen Lehrerinnen habe ich auch meine ersten Weihnachtsgeschenke bekommen und so gelernt, wie wichtig Weihnachten in Deutschland ist.

Zuerst waren wir „Ausländer“ in der Klasse unter uns, dann wurden wir aufgeteilt. Eine neue Klasse, neue Menschen – schon wieder. Ich war überfordert, meine Mitschüler auch. Ich wurde inspiziert, analysiert, kategorisiert und katalogisiert, doch geredet hat kaum jemand mit mir. Niemand hat es direkt gesagt, aber ich konnte es hören: „Hä, wer ist die denn?“

Also nahm ich mir vor, die deutsche Sprache so schnell und so gut zu lernen, wie es geht. Allein deswegen, weil ich schon als 14-Jährige für meine Familie übersetzen musste. Aber auch als ich mich sicherer fühlte mit dem Deutschen, änderte sich das Verhalten mir gegenüber nicht. Immer hatte ich das Gefühl, irgendwas beweisen und mich rechtfertigen

zu müssen, dass ich in Deutschland war. Ich musste gute Noten schreiben, ich durfte nicht streiten mit anderen Menschen. Das hätte Vorurteile bestätigt.

Konfrontiert wurde ich mit Vorurteilen trotzdem. Mal sagte jemand „Du wirst das Gymnasium eh nicht schaffen, wechsle doch lieber auf die Realschule“, mal wurde ich gefragt „Musst du denn kein Kopftuch tragen?“ Einmal wollte wer wissen: „Darfst du überhaupt mit Jungs reden?“ Bestimmt tausend solcher Fragen und Kommentare durfte ich mir anhören. Jedes Mal habe ich geantwortet, mich erklärt, gerechtfertigt. Das war schon unangenehm.

Trotzdem habe ich mich niemals negativ beeinflussen lassen. Statt mich zurückzuziehen, habe ich mich in einem Sportverein angemeldet, um mit mehr Menschen in Kontakt zu kommen, und habe mich sozial engagiert – und jedes Mal versucht, die immer gleichen Fragen zu beantworten, weil ich mir Verständnis erhoffte.

Die Vorurteile blieben. Rassismus und Diskriminierung haben immer eine Rolle in meinem Leben gespielt. In der Türkei waren wir „die Kurden“; in Deutschland sind wir „die Flüchtlinge“. Niemals durfte ich einfach Merve sein.

Doch heute, sieben Jahre nach der beschwerlichen Reise, schreibe ich diesen Text. Ich bin in der 13. Klasse und werde bald mein Abitur haben. Danach würde ich gerne Psychologie studieren.

Ich weiß, dass ich in meinem Leben viele Menschen enttäuscht habe, die mir nicht zugetraut haben, dort zu sein, wo ich heute bin. Darauf bin ich stolz. ●

Wunden, die niemals heilen

Viel zu häufig werden Jugendliche gemobbt, in der Schule, in ihrer Freizeit, in den sozialen Medien. Unsere Autorin weiß: Die Erinnerungen und Ängste aus dieser Zeit bleiben für immer.

von Lea, 15

Illustration von Doro Spiro



M

obbing ist schlimm, da sind sich alle einig. Den Menschen, die betroffen sind, geht es furchtbar, ihnen muss geholfen werden. Und in manchen Fällen – wie in meinem – wurde auch geholfen. Aber was war dann, als alles vorbei war? Besser gesagt: Als es doch nicht vorbei war.

„Was war, das war“, hat mal jemand zu mir gesagt. „Ja, das war schlimm, aber du musst das vergessen. Du musst dich wieder auf dein Leben konzentrieren. Lass die Vergangenheit ruhen.“ Ich konnte aber nur denken: Wie soll ich mich auf die Gegenwart konzentrieren, wenn sie so von der Vergangenheit geprägt ist? Es gibt viel Mitleid mit Mobbingopfern, solange sie gemobbt werden. Doch wie es danach weitergeht, damit beschäftigen sich die wenigsten.

Man geht weiter, aber es wird sich nie wieder so anfühlen, als wäre man nie gefallen. Und

das bin ich, vor sechs Jahren. Noch heute sehe ich es manchmal vor mir. Zum Beispiel wenn ich eine Umkleidekabine betrete, erinnere ich mich, was damals in dieser einen speziellen Kabine geschehen ist. Wenn ich einen Raum voller Musikinstrumente sehe, sehe ich wieder vor mir, was war, spüre wieder, wie es damals war. Ich kann mich nicht wohlfühlen in Gemeinschaftsräumen; sie sind keine Gemeinschaftsräume für mich, sondern Trigger, Narben einer nie verheilten Wunde.

Nein, ich fange nicht an zu schwitzen, ich zittere nicht, ich bekomme keine Panikattacke. Aber dieses Gefühl ist da. Es setzt sich in der Magengrube fest und nagt an mir. Oft verbinde ich es gar nicht mit diesen Erfahrungen, denke nur, das ist eine Magenverstimmung. So lange, bis die Erinnerungen wieder hochkommen. Bis alles wieder hochkommt. Manchmal setzt dann mein Atem aus. Manchmal schlägt mein Herz schneller. Nichts, was nicht bald wieder vergehen würde. Nichts, was andere bemerken. Aber es ist da. Und es geht nicht weg. Der Phase des Gemobbt-Werdens folgt die Phase nach dem Mobbing. Eine Phase, die nicht so heißen dürfte, denn sie hört nicht einfach auf.

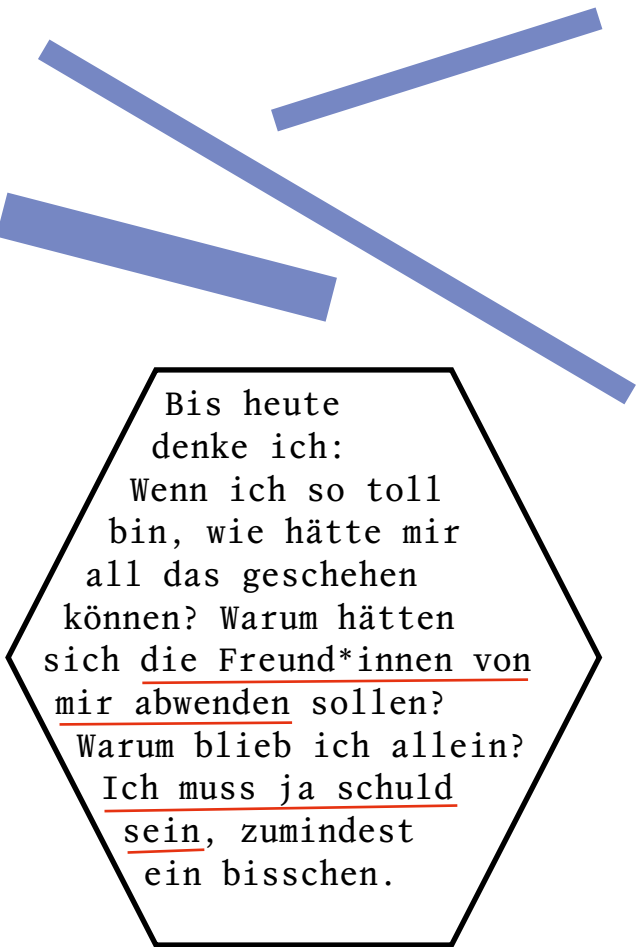
Nicht nur Orte wecken Erinnerungen, sondern auch kleine Gesten. Oder wenn eine kleine Geste fehlt. Bevor ich gemobbt wurde, hatte ich Freund*innen. Nicht viele, aber genug. Sie hielten zu mir, als es anfang mit den Beleidigungen, mit dem Ausschließen. Aber wir waren sehr jung, acht bis zehn Jahre alt, und ich will nicht behaupten, ich hätte anders gehandelt, hätte ich in ihren Schuhen gesteckt. Aber ich war die Freundin, von der man sich dann abwandte, die nicht mehr begrüßt wurde, die allein auf dem Schulhof stand und abschätzig gemustert wurde.

Wenn heute ein*e Freund*in vergisst, mich zu grüßen, dann spüre ich das körperlich. Bauchkrämpfe, innere Unruhe. Und Angst, dass es wieder passieren kann. Denn ich bin ja immer noch ich. Und ich habe immer das Gefühl, ich sei zumindest ein bisschen mitschuldig an dem, was passiert ist. Weil ich so war, wie ich bin.

Dabei bin ich nicht mehr dieselbe. Früher war ich selbstbewusst. Heute denke ich, ich habe nicht mehr das Recht, mich gut zu finden. Wenn ich so toll bin, wie hätte mir all das geschehen können? Warum hätten sich die Freund*innen abwenden sollen? Warum blieb ich allein? Ich muss ja schuld sein, zumindest ein bisschen. Geht heute eine Freundschaft kaputt, suche ich die Schuld in erster Linie bei mir selbst.

Um Freundschaften zu erhalten, um zu beweisen, dass ich es wert bin, nicht weggeworfen zu werden, würde ich alles Erdenkliche tun – und tue es. Ich sage Ja, ich mache mit, auch wenn ich keine Lust habe; ich bin dabei, auch wenn ich keine Zeit habe. Dann beschleicht mich das Gefühl, ich darf nur dabei sein, weil die anderen Mitleid haben. Eigentlich wäre ohne mich die Stimmung viel besser. Also entscheide ich niemals, welche Musik gehört wird – auch aus meinen eigenen Lautsprechern. Ich tue so, als würde es mich nicht stören, wenn die anderen es sich in Straßenklamotten auf meinem Bett gemütlich machen. Ich wähle den schlechtesten oder härtesten Platz, damit mir niemand nachsagen kann, ich sei egoistisch oder egozentrisch – ein Vorwurf, den ich oft gehört habe, als ich gemobbt wurde.

Als wenn das alles nicht reichen würde, habe ich weiterhin Kontakt zu den ehemaligen Täter*innen. Zum Glück löst der Anblick dieser heute Jugendlichen keine Erstickungsgefühle bei mir aus wie der Aufenthalt in einer Umkleidekabine. Aber angenehm ist mir der Umgang nicht. Es gibt Täter*innen von damals, die sich dafür zu schämen scheinen, was sie mir angetan haben. Andere erinnern sich vielleicht nicht einmal mehr und verhalten sich, als hätten wir eine nette, beinahe freundschaftliche Beziehung. Ich habe nie mit ihnen darüber gesprochen.



Bis heute
denke ich:
Wenn ich so toll
bin, wie hätte mir
all das geschehen
können? Warum hätten
sich die Freund*innen von
mir abwenden sollen?
Warum blieb ich allein?
Ich muss ja schuld
sein, zumindest
ein bisschen.

Ich habe gelernt: Wie wir die Welt wahrnehmen, hängt von jedem Einzelnen ab. Ich als Opfer hatte einen anderen Blickwinkel als die Täter*innen. Vielleicht dachten einige von ihnen damals, sie würden mich nur necken. Und wissen bis heute nicht, wie ich damit zu kämpfen habe, was sie getan haben.

Macht es das einfacher für mich, ihnen zu vergeben? Nein, aber ich will mein Leben nicht verbittert verbringen. Tatsächlich hat sich die Wut über die Täter*innen gelegt. Aber die Erinnerung, die wird auf ewig ein Teil von mir bleiben. Doch auch ein Teil, den ich nicht loswerden wollte, selbst wenn ich könnte. Denn die Erfahrung hat mich in vielerlei Hinsicht geprägt. Ich habe mir zwar keine psychologische Hilfe gesucht. Das kam mir als Möglichkeit oder Notwendigkeit nie in den Sinn. Doch meine Eltern waren immer für mich da, hörten zu, ermöglichten mir, die Schule zu wechseln. In jedem Fall ist wichtig, das Erlebte zu teilen und zu verarbeiten. So können vielleicht keine Erinnerungen gelöscht, aber die mit ihnen verbundenen Gefühle vermindert werden.

Werde ich heute mit Mobbing konfrontiert, bin ich prinzipiell auf der Seite des Opfers. Denn es gibt keinen Grund, jemanden zu mobben, niemals. ●



Das kleine Mädchen

Helene Katharina, 18

„Entschuldigung.“ Ich stehe einfach da.
„Entschuldigung, Kind, du hältst den Betrieb auf.“ Eine Frauenstimme spricht zu mir.
Wo bin ich? Dann fällt es mir ein. Ich stehe an der Kasse im Supermarkt. Warum ich hier stehe? Gute Frage. Ich setze mich wieder in Bewegung und gehe zu den Fahrradständern, die draußen vor dem Laden stehen. „Du bist eine Träumemaus.“ Das sagt Mama immer, wenn ich wieder in meine eigene Welt abdrifte und ihr nicht zuhöre. Aber dieses Mal schien ich irgendwie wieder dort zu sein, wo ich vorher war.

Zurück auf Anfang.

Ich muss einkaufen, weil Mama Zucker braucht. Ich schwing mich auf mein Fahrrad und radle zum nächsten Supermarkt. Ich gehe rein, hole Zucker und will bezahlen, also alles normal so weit, doch als ich an der Kasse stehe, ruft mir jemand etwas zu. Ich brauche kurz, um es zu verarbeiten. Und erstarre. Das war nicht irgendjemand, nein, er war es: In meinen Gedanken sehe ich einen Jungen und ein Mädchen im Grundschulalter. Er macht sich groß, sie dagegen wird immer kleiner. „Was fällt dir ein, mich beim Lehrer zu verpetzen“, schreit er sie an. Sie kennt das schon, die Tränen schluckt sie einfach hinunter. Gemobbt wird sie seit der ersten Klasse. Sie hat es dem Lehrer gesagt und hofft, dass vielleicht dieses Mal endlich etwas passiert. Doch es ist nie etwas passiert.

Und dann wird mir auf einmal klar, dieses kleine Mädchen, das bin ich nicht mehr.



Mobbing ist ein großes Problem an Schulen. In Poetry-Slam-Workshops im Rahmen des Modellprojekts „Couragiert gegen Mobbing“ von Aktion Courage entwickelten Schüler*innen beeindruckende Texte. Diese entstanden in einer Werkstatt gegen Mobbing in Potsdam.

Ich bin Lehrer

Rania, 16

Ich bin Lehrer.

Ich sehe und höre nichts, was nicht mit meinem Unterricht zu tun hat.

Du wirst gemobbt?

Ach, wein' doch nicht, das geht vorbei. Wir alle haben schlechte Tage.

Rede doch mal mit deinen Mitschülern, das ist bestimmt nicht ernst gemeint.

Ihr seid doch schließlich nur Kinder.

Kinder ohne Ahnung, was Ausgrenzung überhaupt bedeutet.

Kinder ohne Ahnung, was ein hartes Leben ist.

Kinder ohne Ahnung, was ihr erlebt.

Euch fehlt es an Alter und Erfahrung, um einschätzen zu können, was ihr fühlt.

Ich bin Lehrer. Ich weiß es.

Und wenn ihr abends leise weinend, kaum atmend, aus Angst euer Schluchzen
könnte hörbar sein, allein in eurem Bett liegt, denkt ihr an meine Worte.

Ich bin Lehrer.

Ich höre und sehe nichts, was ich nicht hören und sehen will. Wozu die extra Arbeit?

Augen zu, stillschweigen.

Stillschweigen, bis sich das Problem von allein löst.

Stillschweigen, bis alles in Vergessenheit gerät.

Stillschweigen, bis die Schüler es nicht mehr ertragen können.

Stillschweigen, bis jede Hilfe zu spät kommt.

Ich bin Lehrer. Ich höre und sehe nichts.

Schnitt.

Ich bin Schüler.

Ich quäle mich zur Schule, um später für dich
nur ein weiterer Roboter im System zu sein.

Du sollst mich lehren, mich programmieren und mir
jegliche Freude aus meiner albernem Kindheit saugen.

Ich bin Schüler.

Ich werde gemobbt.

Warum sollst du denn handeln?

Dein Studium gibt das nicht her. Dein Master,
Bachelor ist nicht dafür ausgelegt.

Mir zuhören, helfen, Schutz bieten? Nein!

Dafür bist du dir als Lehrer zu fein.

Ich bin Schüler. Hör mir zu!

Eine Schutzperson, das bist du.

Als Lehrer hast du viele Aufgaben.

Vertrauen, Ruhe, Gerechtigkeit stehen in deinem Namen.

Du bist Lehrer. Ich dein Schüler.

Ob wir jemals Hand in Hand gehen, sei dir überlassen.



WER GLAUBT

IHR,

WER IHR

SEIIB?

von Melina, 19

Illustration von Thaís Curvelo

Wer kennt es nicht: Mit dem Sommer kommt das heiße Wetter. Man zirläuft bei jedem Schritt, am besten findet man zu Hause einen kühlen Ort und verweilt dort. Muss man doch mal raus, sucht man das geringste Übel an Kleidung, etwas Luftiges oder Kurzes. Leider denken dann viele Männer, man hätte nur für sie das Haus verlassen. Das Begaffen, Anfassen, Hinterherpfeifen, die abwertenden Blicke, die Beleidigungen und die Kommentare, wie „Geile Sau, zeig mal Titten“ sind leider tägliche Realität.

Dabei hätte ich mal eine Frage an die Menschen da draußen, die sich so etwas herausnehmen: Denkt ihr wirklich, irgendeine Frau würde auf euch zurrennen, ihr Shirt ausziehen und sagen: „So etwas Geiles habe ich noch nie gehört, nimm mich!“? Manchmal frage ich mich wirklich, in welchem Zeitalter wir leben.

Für alle, die es nicht wissen: Seit 1957 sind Frauen und Männer im bürgerlichen Recht gleichgestellt. Wir haben 2023. Und Frauen zu belästigen, ist nicht nur veraltet, sondern strafbar.

Leider ändert das nichts daran, dass wir nicht in Ruhe gelassen und auf unser Geschlecht reduziert werden. Immer wieder höre ich Aussagen wie „Hab dich nicht so, ich guck doch nur“. Sogar, dass ich so schnell wie möglich Kinder bekommen und mich bedecken soll, höre ich. Sonst sinkt mein Wert, sagen sie.

Doch wieso steigt oder sinkt der Wert eines Menschen anhand seiner Kleidung oder Einstellung?

In kurzen Klamotten aus dem Haus, schon gibt es Blicke, Pfiffe, übelste Anmache. Unsere Autorin ist es leid, als Objekt behandelt zu werden.

Und wer seid ihr, dass ihr glaubt, über den Wert eines Menschen entscheiden zu können? Brauchen wir wirklich eine Erlaubnis, um das zu tragen, worin wir uns wohlfühlen? Von Freundinnen höre ich auch, dass ihre Partner gefragt werden, ob sie ein Problem damit haben, wenn sie eine kurze Hose tragen oder ein enges Shirt.

Ich bin es leid, aufgrund meiner Kleidung und meines Geschlechts objektiviert zu werden. Und ich bin es leid, in altertümliche Rollenbilder passen zu sollen.

Eine Frau hat das Recht, keine Kinder zu wollen. Sie hat das Recht, kurze Kleidung zu tragen, breitbeinig dazusitzen, Nein zu sagen. Und sie hat das Recht, in Ruhe gelassen und akzeptiert zu werden.

Denn das ist alles, was wir wollen. Wir wollen nicht diskriminiert werden – und wir brauchen eure dummen Kommentare nicht. ●

SEXY

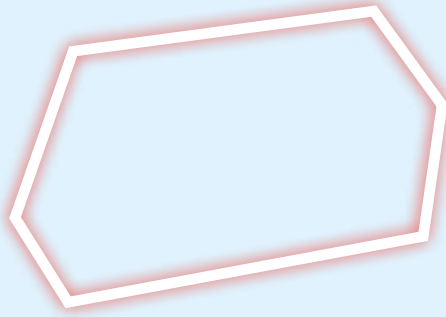
von Anastasia, 17

BRÜCKEN

SAB GIRL

Ein bisschen kaputt zu sein, ist mal wieder der letzte Schrei. Die Sexualisierung psychischer Krankheiten junger Frauen in TV-Serien und Popsongs regt unsere Autorin auf.





Vorwarnung: In diesem Text geht es um psychische Erkrankungen wie Depression, Angst-, Ess- und Persönlichkeitsstörungen sowie dissoziative Störungen, um ungesunde Beziehungen und sexuelle Übergriffigkeit. Wenn ihr euch damit nicht wohlfühlt, lest den Text lieber nicht oder nur mit jemandem zusammen, der euch unterstützen kann.

Ob Effy Stonem, Cassie Howard oder Hannah Baker, Lana Del Rey oder Billie Eilish. Traurig, depressiv und leicht kaputt zu sein, ist der letzte Schrei. Bücher, Filme, Serien, Musik; sie alle sind voller Darstellungen psychisch instabiler, junger Frauen.

Das Phänomen ist in der Popkultur seit Jahren zu beobachten, zuletzt hat es sich in den sozialen Netzwerken zum „Tumblr Girl“ verdichtet. Typische Merkmale der „Sexy Broken Sad Girls“: Sie sind depressiv, haben verständnislose Eltern, nehmen Drogen, um zu vergessen, haben ungeschützten Geschlechtsverkehr, gehen ständig auf Partys und tragen von ihrer Tragik kündende Selbstverletzungsnarben. Oft sind sie auch magersüchtig. Das volle Programm also. Als wäre depressiv zu sein schick.

Machine Gun Kelly schreibt ein Lied darüber, wie er sich in ein depressives Emo-Girl verliebt: „Half dead, but she still looks so cute“, beschreibt der Musiker die Angebetete. Harley Quinn läuft in dem Film Suicide Squad mit unzusammenhängenden Stimmen im Kopf, einem T-Shirt mit dem Aufdruck „Daddy’s Lil Monster“ und einer Bomberjacke mit dem Aufdruck „Property of Joker“ herum. Ist doch mega cool, oder?

Nun, eher: jein. Menschen, die ihren Emo-Kleidergeschmack so ausleben, wie sie wollen? Super. Nur leider wird der medial fetischisiert, inklusive depressiver Episoden und Essstörungen. Augenscheinlich geht es bei diesen Darstellungen nur um die Ästhetik psychischer Erkrankungen – aber kein bisschen ums Gesundwerden.

Im schlimmsten Fall geht es in vielen TV-Serien, Filmen und Popsongs um die bewusste (oder auch unbewusste) Darstellung einer idealen Partnerin,

die aber so verletzlich, unsicher und manipulierbar ist, dass in einer Beziehung vor allem das Ego des Partners gestreichelt wird. Nun, das ist, vorsichtig ausgedrückt, auf keinen Fall eine gute Basis für eine gesunde Beziehung.

Das Problem sind ja nicht junge Menschen, denen es schlecht geht. Oder dass Menschen sich gerne „Skins“ anschauen und sich mit Effy identifizieren können oder Effy attraktiv finden.

Das Problem sind Menschen, die bewusst das Bild vom „Sexy Broken Sad Girl“ völlig undifferenziert in die Welt setzen und eine Lovestory aus etwas

Im schlimmsten Fall geht es um die bewusste oder unbewusste Darstellung einer idealen Partnerin, die so verletzlich, unsicher und manipulierbar ist, dass vor allem das Ego ihres Partners gestreichelt wird.

stricken, das ernsthafte Gefahren birgt. Das Problem ist eine mangelnde Aufklärung über emotionale Kompetenz und psychische Erkrankungen. Das Problem sind Menschen, die junge Mädchen mit Depressionen sexualisieren, bevor diese überhaupt eine ausgereifte Erfahrung ihrer Sexualität haben.

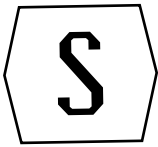
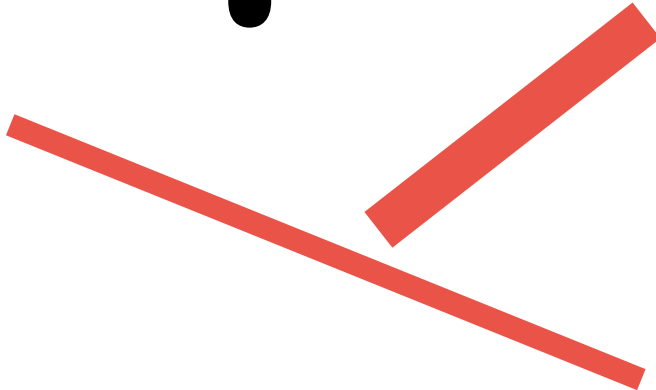
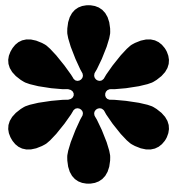
Junge Menschen sollen nicht verleitet werden zu denken, ihre Depressionen seien ihre begehrteste Eigenschaft. Wer dich vor allem deshalb hot findet, weil du psychisch labil bist, wird dir kaum helfen, da rauszukommen – oder für dich da zu sein, wenn es dir mal besonders schlecht geht. Eher im Gegenteil: Jemand, der dich broken erst richtig sexy findet, wird sich für dein happy Selbst vermutlich nicht mehr interessieren.

Darum lasst uns alle weiter fröhlich (oder nicht so fröhlich) My Chemical Romance hören und Bücher über Menschen lesen, die die gleichen Kämpfe kämpfen wie wir. Doch lasst uns ungesunde Umgangsstrategien und ernstzunehmende psychische Erkrankungen nicht auf ein Podest heben. Denn nichts, wirklich nichts ist besser für eine aufregende, erfüllende Beziehung als gegenseitige Unterstützung und mentale Stabilität. Egal, was die nächste von Männern geschriebene Serie uns weismachen will. ●

Sternchen, Doppel- punkt, oder nichts davon?

Für die einen
ist es ein Schritt
zur Geschlechtergerech-
tigkeit, für andere eine
unnötige Verhunzung der
Sprache: Das Gendern löst
heftige Debatten aus.

von Johanna, 17



Sprache ist unser wichtigstes Kommunikationsmittel. Weil Sprache ständig gebraucht wird, verändert und entwickelt sie sich – wie die Menschen, die sie täglich verwenden. Neue Lebensformen, globale Einflüsse, Entdeckungen und Erfindungen, sie alle tragen bei zu einer stetigen Fortentwicklung der Sprache.

Ihre Wandlung wird immer wieder kritisch diskutiert. Schon 1852 befürchtete der Philosoph Arthur Schopenhauer eine „methodisch betriebene Verhuzung“ der Sprache. Aber selten schlugen die Wellen der Empörung so hoch wie in den letzten Jahren, wenn es um das geschlechtergerechte Gendern geht. Ob im Radio, Fernsehen oder in den sozialen Medien, in Talkrunden – überall wird kontrovers diskutiert. Sogar Parteien instrumentalisieren es in der politischen Debatte.

Gendern ist das Verwenden einer geschlechtergerechten Sprache. In der gegenderten Form sagt man nicht mehr „Liebe Schüler“, sondern zum Beispiel „Liebe Schüler*innen“. Es gibt unterschiedliche Arten, das Gendern auszudrücken. Eine ist das Gendersternchen, das Symbol für alle diversen Geschlechtsformen ist, ein anderes ein Doppelpunkt. Auf diese Art können nicht nur Frauen und Männer, sondern auch Menschen, die sich als nicht-binär identifizieren, in der Anrede berücksichtigt werden.

Diejenigen, die das Gendern befürworten, sind der Meinung, unsere Sprache, wie sie Hunderte von Jahren verwendet wurde, sei nicht mehr zeitgemäß. Die ausschließliche Benennung des männlichen Geschlechts spiegele nicht die

Diversität unserer Gesellschaft wider. Sprache sollte nicht exklusiv, sondern inklusiv sein.

Menschen, die sich gegen das Gendern positionieren, bezweifeln das. Sie glauben, dass eine gegenderte Sprache nicht etwa für Gleichberechtigung sorgt, sondern sogar im Gegenteil noch mehr auf die Unterschiede zwischen den einzelnen Geschlechtern hinweist, indem sie jede Geschlechtsidentität klar benennt.

Unumstritten ist immerhin: Sprache ist stetem Wandel unterworfen. Niemand spricht und schreibt mehr wie Goethe oder Schiller. Aber gewöhnlich entwickeln sich Sprachveränderungen natürlich und werden nicht erzwungen oder verordnet. Und ein großer Teil der deutschen Bevölkerung lehnt das Gendern noch ab, das belegen Studien.

Auch Daniela Hasenhündl, die Frauenbeauftragte der Hochschule für Musik in Würzburg, die ich interviewt habe, ist der Meinung, dass gesprochene Sprache frei von Reglementierungen und eine eigene Entscheidung sein sollte. In Stellenausschreibungen, Gesetzestexten und offiziellen Formularen müssten allerdings gendergerechte Formulierungen gefunden werden. Gendern habe auch einen psychologischen Effekt, sagt Hasenhündl. Eine Studie der Freien Universität Berlin ergab: Werden die Berufsbezeichnungen gegendert, trauen Mädchen sich Berufe wie Automechaniker oder Pilot eher zu. Dies sei eines der ausschlaggebenden Argumente fürs Gendern.

Natürlich wird Gendern allein nicht mehr Frauen und nicht-binäre Menschen in hohe wirtschaftliche, politische oder gesellschaftliche Positionen bringen.

Es gibt unterschiedliche Arten, um Gendern auszudrücken. Eine ist das Sternchen, das Symbol für alle diversen Geschlechtsformen ist, ein anderes der Doppelpunkt. So können auch Menschen, die sich als nicht-binär identifizieren, berücksichtigt werden.

Gendern in der Schule

An Schulen wird nicht nur über das Gendern debattiert, es gibt auch rechtliche Regelungen. Die sind, wie im Föderalismus üblich, völlig verschieden.

Das Saarland und Bremen sind die einzigen Länder, die das Gendern ausdrücklich erlauben, und zwar mit dem Doppelpunkt. Auch die Schulverwaltungen gendern.

Ganz anders in Schleswig-Holstein, Sachsen-Anhalt und Sachsen. Dort führt das Gendern in der Schule zu Punktabzug. Die Begründung: Es verstoße gegen das Amtliche Regelwerk des Rates für deutsche Rechtschreibung. In Sachsen geht das Ministerium seit Sommer 2023 noch einen großen Schritt weiter: Per Erlass soll Gendern auch Vereinen, Stiftungen und Verbänden untersagt sein, mit denen das Kultusministerium nach außen auftritt – also auch dem Courage-Netzwerk. Hört man sich unter Kolleg*innen dort um, ist der Eindruck allerdings: Wer geschlechtergerechte Sprache wichtig findet, gendert. Knifflig wird es, wenn sich Eltern(teile) beschweren.

Die meisten der 16 Bundesländer haben das Gendern nicht geregelt. Einige erklären, ihnen sei wichtig, die Entwicklung von Sprache und die Bedürfnisse der Schüler*innen einzubeziehen. Gendern solle thematisiert und „altersgerecht sowie adressaten- und situationsbezogen“ gehandhabt werden, heißt es laut einer Umfrage des Redaktionsnetzwerk Deutschland (Juli 2023) vom Bildungsministerium in Mecklenburg-Vorpommern. In Berlin sagte eine Sprecherin der Schulverwaltung: „Gendergerechte Schreibweise, die nicht vom Amtlichen Regelwerk anerkannt wird, darf nicht als falsch bewertet werden, wenn sie in sich schlüssig angewendet wird.“

Die Diskussionen über eine geschlechtergerechte Sprache lösen oft starke Emotionen aus. Die so entstehende Unsachlichkeit führt aber nicht zu einer Lösung. Sondern nur zu Engstirnigkeit und Intoleranz auf beiden Seiten.

Es wird auch keine gleiche Bezahlung aller Geschlechter bewirken oder Sexismus in der Gesellschaft verhindern. Doch es schafft zumindest eine sprachliche Gleichberechtigung. Und die ist eine Voraussetzung für soziale Gerechtigkeit.

Auch das Argument, dass Gendern von weiten Teilen der Gesellschaft noch abgelehnt wird, kann hinterfragt werden. Denn nicht nur die großen Debatten in den Medien zeigen, dass sich etwas in der Gesellschaft verändert. In einer Umfrage, die ich über meinen Instagram-Account durchgeführt habe, befürworteten 30 Prozent der Teilnehmenden das Gendern. 48 Prozent stören sich nicht am Gendern, praktizieren es aber nicht. 14 Prozent sind gegen den Gebrauch einer gendergerechten Sprache. Natürlich ist diese Umfrage nicht repräsentativ, doch sie zeigt ein Stimmungsbild: In der jungen Generation ist die Bereitschaft hoch, das Gendern zumindest zu akzeptieren.

Allerdings stimmt auch: Gendern verkompliziert unsere Sprache. Wer es ablehnt, argumentiert gern so: Mit unserer grammatikalischen Form des generischen Maskulinums seien alle Geschlechtsidentitäten angesprochen. Das beschreibe nämlich kein Geschlecht im sozialen Sinne, sondern nur das Genus eines Wortes. Die Debatte, ob wir gendern sollten, sei also irrelevant, da das Ziel einer geschlechtergerechten Sprache schon erfüllt sei.



Doch wenn Menschen kommunizieren, nehmen sie die Positionen von Sender und Empfänger ein. Der Verfasser einer Nachricht transportiert eine Information, der Empfänger muss diese entschlüsseln und interpretieren. Oft passiert es, dass beim Empfänger ein anderes Signal ankommt, als vom Sender beabsichtigt ist. Somit ist die Aufgabe des Senders, die Information so zu formulieren, dass das Gegenüber diese genau gleich versteht. Kommunikation ist also nicht das, was ich denke oder meine, und auch nicht, was ich sage. Entscheidend ist, was beim anderen ankommt.

Um wieder aufs Gendern zu kommen: Fühlt sich eine weibliche oder nicht-binäre Person nicht als Empfänger einer Nachricht, weil diese in der

männlichen Form verfasst wurde, ist das ein grundlegendes Verständigungsproblem, das es mit einer gender-inklusiven Sprache nicht gäbe. Obwohl das generische Maskulinum in der Theorie alle Geschlechterformen einschließt, wird trotzdem im täglichen Gebrauch das Bild einer männlichen Person vermittelt. Für Menschen, die sich für das Gendern aussprechen, ist das das grundlegende Problem.

Die Diskussionen über eine geschlechtergerechte Sprache lösen leider oft starke Emotionen aus und werden von ihnen negativ beeinflusst. Die so entstehende Unsachlichkeit führt aber nicht zu einer Lösung, sondern nur zu Engstirnigkeit und Intoleranz auf beiden Seiten. Dabei sollte jede und jeder von uns die Sprachpraxis von Menschen, die eine andere Meinung haben, anerkennen und akzeptieren. ●

Vogel- gezwitzcher

Jette Marie, 18

Aufwachen.

Es piept ganz leise neben meinem linken Ohr, was ist es? Ein Vogel, der draußen vor meinem Fenster sitzt. Sein Piepen wird zu einer Melodie, ganz leise und sanft holt sie mich aus dem Schlaf. Ich öffne die Augen, die Sonne strahlt mir ins Gesicht, ganz zärtlich und warm. Die Strahlen erwärmen meine Haut, kribbeln an der Nase.

Zeit zum Aufwachen.

Es piept ganz leise neben meinem rechten Ohr, was ist es? Mein Handy, das auf dem Nachttisch liegt. Strecken, greifen, Pin eingeben, Nachrichten lesen.

Staudamm in der Ukraine zerstört, Tausende Menschen sind von Überschwemmung bedroht. Zugangsglück in Indien, kaum Leben wurden verschont. Und für Afghaninnen ein Schulbesuchsverbot, was ist nur los?

Da fällt mir ein, ich muss auch gleich zur Schule, doch ich hab gar keinen Bock, hab keine Lust, denn für mich ist es selbstverständlicher Genuss.

Zeitverschwendung, überflüssig, Bildung langweilt mein Leben. Moment, hab ich nicht gerade gelesen, dass Mädchen für die Schule ihr Leben geben?

Ich schließe noch kurz die Augen, ich hab noch etwas Zeit.

Aufwachen.

Im Osten Afrikas müssen 32 Millionen Menschen hungern, die Hälfte von ihnen Kinder. Kaum Essen, Wasser, Medizin, müssen auf der Straße rumlungern. Keine Zukunft. Es herrschen Flucht, Gewalt und Dürren, wo soll das hinführen?

Aufwachen.

Ich weiß, wenn ich gleich aufstehe, steht unten das Frühstück für mich bereit. Muss keine Angst haben, Angst vor dem Hungern, Angst vor Leid.

Ich hör die Melodie des Vogelgezwitchers in meinem Ohr, spüre die zärtlichen Strahlen im Gesicht und kuschel mich noch etwas weiter in mein Bett.

Dann steigt er auf, der süße Geruch von frischen Brötchen steigt in meine Nase. Ich hoffe, es gibt dazu auch meine Lieblingsmarmelade, nach etwas anderem ist mir heute nicht, wäre ja auch eine Zumutung für mich.

Ich hab noch etwas Zeit.

Zeit, um darüber nachzudenken, was ich heute anziehe, fühle mich, als hätte ich nichts in meinem Schrank, als wären meine 100 Sachen in Luft aufgelöst, als wäre es Zeit, wieder shoppen zu gehen. Einfach in einen der Billig-Läden, denk ich, bloß nicht so viel Geld ausgeben.

Ich brauche das.

Mein Handy leuchtet grell in mein Gesicht. Kinderarbeit.

Kinder leisten harte Arbeit, sitzen in Fabriken, sind Gefahren ausgesetzt, und ich zweifle wieder einmal an der Menschlichkeit.

Menschlichkeit. Ein Wort fast ohne Bedeutung. Hab den Glauben fast verloren, doch irgendwas lässt mich noch hoffen, nicht aufzugeben.

Homosexualität.

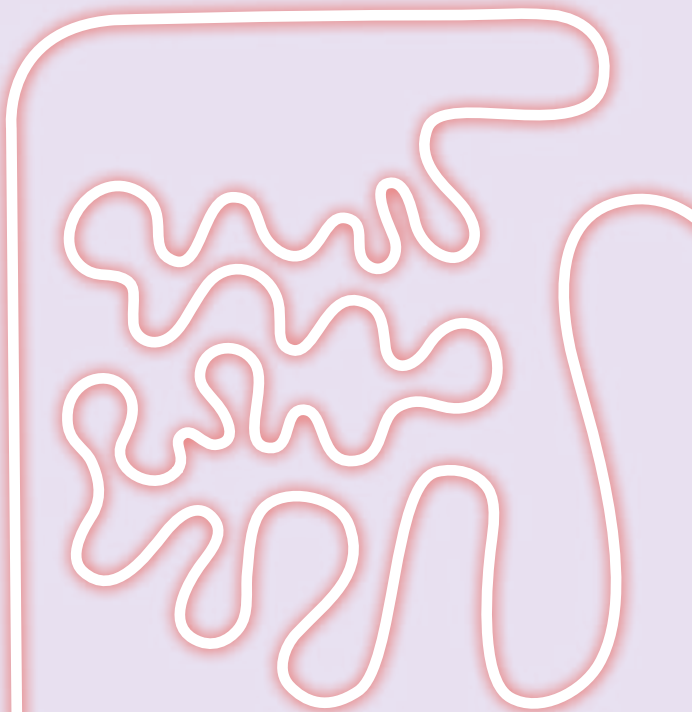
In 66 Staaten soll das eine Straftat sein?

In 12 Ländern folgt darauf die Todesstrafe.

Ich kann's nicht fassen, wie können Menschen sich so hassen? Es ist erschreckend, unbegreiflich, widerlich, hab keine Worte mehr. Keine Worte mehr für unsere Taten, dafür gibt's keine Entschuldigung, keine Ausreden, wir müssen uns unser Handeln endlich bewusst machen.

Mehr schätzen, was wir haben, mehr schätzen, wer wir sein dürfen, und dass wir das Recht haben, den Mund aufzumachen, um etwas gegen die Untaten zu sagen. Wir müssen aufstehen und Aufsehen erregen, unsere Stimmen erheben und nach Veränderung schreien, bis die Welt versteht, was hier eigentlich vor sich geht.

Ich leg mein Handy weg, lausche noch etwas dem Vogelgezwitscher und möchte noch einen Moment die Augen zumachen, doch dann wird mir bewusst, wir müssen endlich aufwachen.



Anlässlich der Eröffnung einer Wanderausstellung des Anne Frank Zentrum Berlin veranstaltete die Courage-AG am Gymnasium Brunsbüttel einen Poetry-Slam. So entstanden beeindruckende Beiträge – die wir hier und auf Seite 51 veröffentlichen.

Wie eine Fliege im Netz

Wenn Menschen in Verschwörungserzählungen abdriften, können daran Freundschaften zerbrechen. Unsere Autorin hat das in der Pandemie erlebt – und einige Tipps parat.

von Lilian, 19



Foto: picture alliance, SZ Photo, Leonhard Simon

Als eine Freundin Bilder einer Demonstration gegen die Corona-Maßnahmen postete, beunruhigte mich das zuerst nicht allzu sehr. Auf ihrem Pappschild protestierte sie für ihr Demonstrations- und Meinungsrecht. Doch ihr Kommentar unter den Bildern ließ mich aufhorchen. Sie bezeichnete Deutschland als „Willkürstaat“ und Polizist*innen als „politische Marionetten“. Eine solche Wortwahl kannte ich nicht von ihr. In den nächsten Wochen veränderte sie sich noch stärker. Freund*innen berichteten von aggressiver Diskussionsführung, wenn es um das Tragen von Masken ging. Wenn die Clique in der Whatsapp-Gruppe etwas plante, meldete sie sich nicht. Sie isolierte sich zusehends. Als sie in einem Online-Kommentar dem bayerischen Ministerpräsidenten Markus Söder den Suizid nahelegte, meldete ich dies. Seitdem besteht kein Kontakt mehr zwischen uns.

Es kann jedem passieren, dass Menschen aus dem Umfeld plötzlich in Verschwörungserzählungen abdriften. Insbesondere Kinder und

Jugendliche, die noch nicht lange in den sozialen Medien unterwegs sind und wenig Erfahrung mit den Gefahren des Internets gesammelt haben, scheinen mir gefährdet. Aber anscheinend kann es fast jedem passieren, wie eine Fliege in ein Spinnennetz aus Verschwörungen, Rassismus, Angst und Hass eingewickelt zu werden. Es ist ja auch schwierig, Falschmeldungen von tatsächlichen Nachrichten zu unterscheiden und viele dieser Lügengebäude als das zu erkennen, was sie sind: Verschwörungsideologien.

„Die Überzeugung, dass bestimmte Ereignisse oder Situationen von geheimen Mächten in negativer Absicht manipuliert werden“, so definiert die Europäische Kommission eine Verschwörungserzählung. Dies deckt sich mit der Erfahrung, die ich mit meiner Freundin gemacht habe, die Deutschland nicht mehr als demokratisches Land und Zuhause betrachtet, sondern als Gegner, der im Geheimen die Fäden

zieht. Verschwörungstheoretiker*innen glauben an eine große Intrige, die allein sie durchschauen. So behauptet beispielsweise die QAnon-Bewegung, dass eine internationale Elite mit den Corona-Impfungen jedem Menschen einen Mikrochip implantieren will, um die Menschheit zu kontrollieren, und weltweit Kinder entführen lässt, um aus ihrem Blut einen Verjüngungssaft zu brauen.

Ja, das ist absurd. Aber so absurd sie auch erscheinen mögen, Verschwörungskonstrukte funktionieren. Denn sie unterteilen die Menschheit in ein gutes „Wir“ und alle anderen, die böse sind. Vor allem aber bieten Verschwörungserzählungen einfache Erklärungen für komplizierte Sachverhalte an. So wird zum Beispiel der US-amerikanischen Regierung unterstellt, sie würde Amokläufe mit Schauspieler*innen inszenieren, um dann die Waffenrechte weiter einzuschränken.

Natürlich gibt es keine wissenschaftlich fundierten Beweise, die solche Erzählungen bestätigen. Meine ehemalige Freundin postete trotzdem fast täglich Berichte, in denen behauptet wurde, Masken seien schädlich und Impfstoffe enthielten giftige Substanzen oder auch die DNA von Affen. Zuerst war ich eingeschüchtert, jede Aussage war untermauert mit Zitaten angeblicher Expert*innen. Auch ein Brief ihrer Eltern, in dem gefordert wurde, die Maskenpflicht an bayerischen Schulen aufzuheben, war eloquent formuliert und mit vielen vermeintlichen Beweisen und Hinweisen auf Quellen gespickt.

Ich machte mir die Mühe, recherchierte und fand relativ schnell heraus, dass die Belege entweder von umstrittenen Wissenschaftler*innen stammen oder völlig aus dem Kontext gerissen worden waren. Ich verstand nun auch besser, warum sich Verschwörungsmymen so schnell verbreiten können: Wissenschaftliche Prozesse und Zusammenhänge sind nicht einfach zu verstehen. Und wer etwas nicht versteht, hat Fragen, auf die Verschwörungserzählungen eine simple Antwort geben. Was, bitte schön, ist eine rekombinante DNA-Technologie oder ein Adenovirus?

Das macht es schwierig, mit ihren Anhänger*innen zu diskutieren. Die meisten klammern sich an ihre Meinung, sozusagen als Anker in der Unsicherheit. Sie sind zutiefst überzeugt, dass sie absolut richtig liegen und die anderen absolut falsch.

Solltet ihr
bemerken, dass
eine nahestehende
Person merkwürdige
Ansichten äußert: Zögert
nicht! Redet, diskutiert
und streitet! Holt euch
gegebenenfalls Hilfe
von Mitschüler*innen,
Eltern und
Lehrer*innen.

Oft wird die Pandemie dafür verantwortlich gemacht, dass Verschwörungsmymen um sich greifen. Die Zahlen stützen diese These nicht. Eine Studie der Konrad-Adenauer-Stiftung von 2020 stellte Proband*innen die Frage: „Wie bewerten Sie die folgende Behauptung: Es gibt geheime Mächte, die die Welt steuern.“ Vor der Pandemie gaben 11 Prozent an, dass sie fest an diese Aussage glauben. Während Corona sank die Zahl auf 8 Prozent. Auf der anderen Seite stieg die Zahl derer, die die Aussage als falsch einstufen, von 35 auf 44 Prozent.

Doch die Zeit der Pandemie hat dazu geführt, dass Menschen, die empfänglich sind für Verschwörungstheorien, umso mehr in sie abdriften. Das hat mit mehr Zeit vor elektronischen Endgeräten zu tun, aber auch damit, dass Ängste und Sorgen uns anfälliger dafür machen, auf krude und gefährliche Ideologien hereinzufallen.

Wenn daran Freundschaften zerbrechen, ist das besonders schlimm. Ich machte mir große Vorwürfe. Ich hatte das Gefühl, dass ich eine schlechte Freundin gewesen war. Hätte ich früher reagieren müssen? Hätte ich mehr auf sie zugehen sollen? Ich erinnere mich, dass sie um ein Gespräch in einem Café bat, ich lehnte ab. Zu groß war die Angst, selbst verunsichert zu werden, und die Energie war aufgrund bereits geführter Diskussionen aufgebraucht. „Das bringt doch sowieso nichts mehr“, dachte ich mir.

Heute bereue ich diese Einstellung. Solltet ihr bemerken, dass eine nahestehende Person merkwürdige Ansichten äußert, zögert nicht. Redet, diskutiert und streitet! Holt euch gegebenenfalls Hilfe von Lehrer*innen, Mitschüler*innen und Eltern. Vor allem: Schweigt das Thema nicht tot, wie es in meiner Clique geschah. Und lasst nicht zu, dass Freund*innen sich isolieren. ●

Optimistisches Schiffsunglück

Nolan, 17

Meinen Optimismus, ja, den liebe ich sehr,
ich gebe den nie wieder her,
ehrllich, ohne meinen Optimismus könnte ich
nicht mehr.

Mein Glas ist nicht nur halb voll,
wenn ich es von der Seite betrachte,
sondern voll, weil ich es von unten betrachte.

Doch sie, sie ist mein Gegenpol,
mein Radar schlägt bei ihr aus,
eine Pessimistin, die meine Hilfe braucht.

Und so begeben wir uns auf den Weg.
Ich bin ein Dieb, der jedem Pessimisten
seine Denkweise raubt.

Unauffällig wie ein U-Boot an der
Wasseroberfläche
tauche ich mich in die Tiefen des Meeres,
und sie ging mir ins Netz.
Aber auch wenn es so beschrieben ist, war
das so nie geplant.

Ich lebte optimistisch, frei in den Tag,
war von guter Laune geplagt,
und zack stand sie auf einmal da.
Ich hole sie auf mein Schiff über den
Meeresspiegel

und sie sagte, sie habe die Sonne noch
nie gesehen,
und da schaue ich ihr in die Augen und
warte darauf,
dass sie diesen Streifen Optimismus am
Horizont sieht.

Ich war ihr Lotse auf dem Schiff,
rief O captain, mein captain, die graue
Fahrt ist aus.

So siehst du's denn nicht?

O Matrose, mein Lotse, man versperrt mir
die Sicht.

Ein Eisberg, der uns bald trifft, an
sommerlichen Tagen.

Selbst wenn ich lenken möchte, so umringt
er dieses Schiff.

O Matrose, mein Lotse, spring von diesem
Schiff,
es wird alsbald sinken und retten kannst du
mich nicht.

Wer spricht das Wahre?

Der Optimist oder die Pessimistin?

Gibt es den Streifen Optimismus am Horizont
oder die pessimistischen Eisberge?

Soll ich auf mein Wort oder auf ihres
vertrauen?

Ich weiß es nicht, jedoch entgegne ich:

Ich werde auf diesem Schiff bleiben, selbst
wenn wir kentern,

denn nur, weil mein Schiff untergeht, wird
sich meine Sicht nicht ändern.

Möge mein Schiff untergehen, doch nie wir
beide.

Lass uns unsere Schiffe kentern, bis wir
jeden Eisberg in dir zerstört und
freie Sicht haben.

O captain, mein captain,
mein Wille ist stärker als jede raue See und
jeder Eisberg.



WIR SIND IM NETZWERK

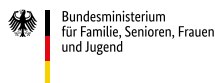


UNSER VERSPRECHEN:

- 01** Ich setze mich dafür ein, dass meine Schule nachhaltige Projekte, Aktionen und Veranstaltungen durchführt, um Diskriminierungen, insbesondere Rassismus, zu überwinden.
- 02** Wenn an meiner Schule Gewalt, diskriminierende Äußerungen oder Handlungen ausgeübt werden, dann wende ich mich dagegen, spreche dies an und unterstütze eine offene Auseinandersetzung, damit wir gemeinsam Wege finden, einander respektvoll zu begegnen.
- 03** Ich bin aktiv, damit meine Schule jedes Jahr Projekte gegen alle Formen von Diskriminierung, insbesondere Rassismus, durchführt.

Dieses Plakat und weitere Materialien könnt ihr bestellen unter: couragehop.schule-ohne-rassismus.org

Gefördert vom



im Rahmen des Bundesprogramms

Demokratie *leben!*

Trägerverein:

